

Biblioteka
U. M. K.
Toruń
29

206905

II

Bücherei der Kultur und Geschichte

Herausgegeben von Dr. Seb. Hausmann, Priv.-Doz. a. d. Univ. München

Band 19

Die östlichen Grenzländer Norddeutschlands

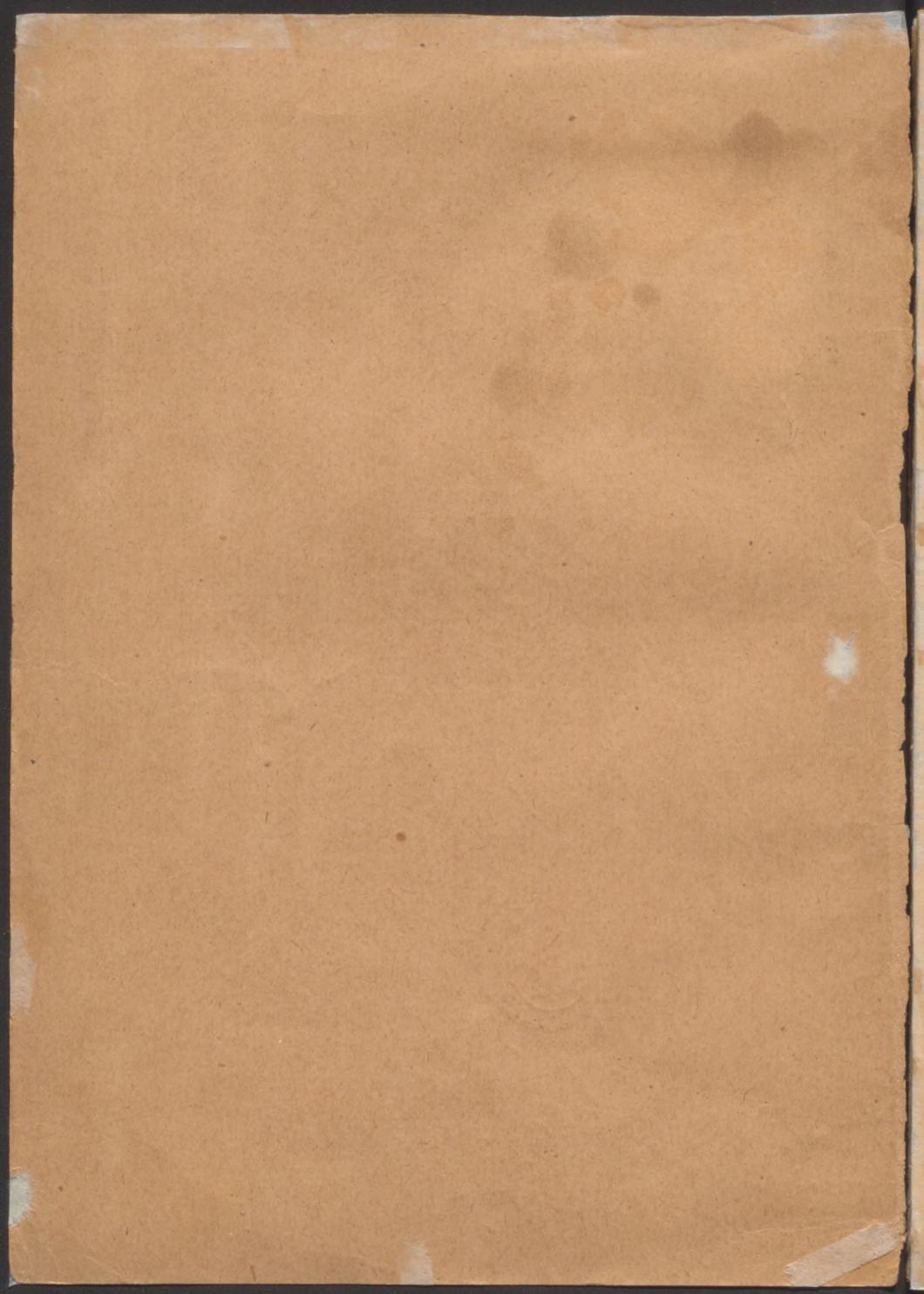
Von

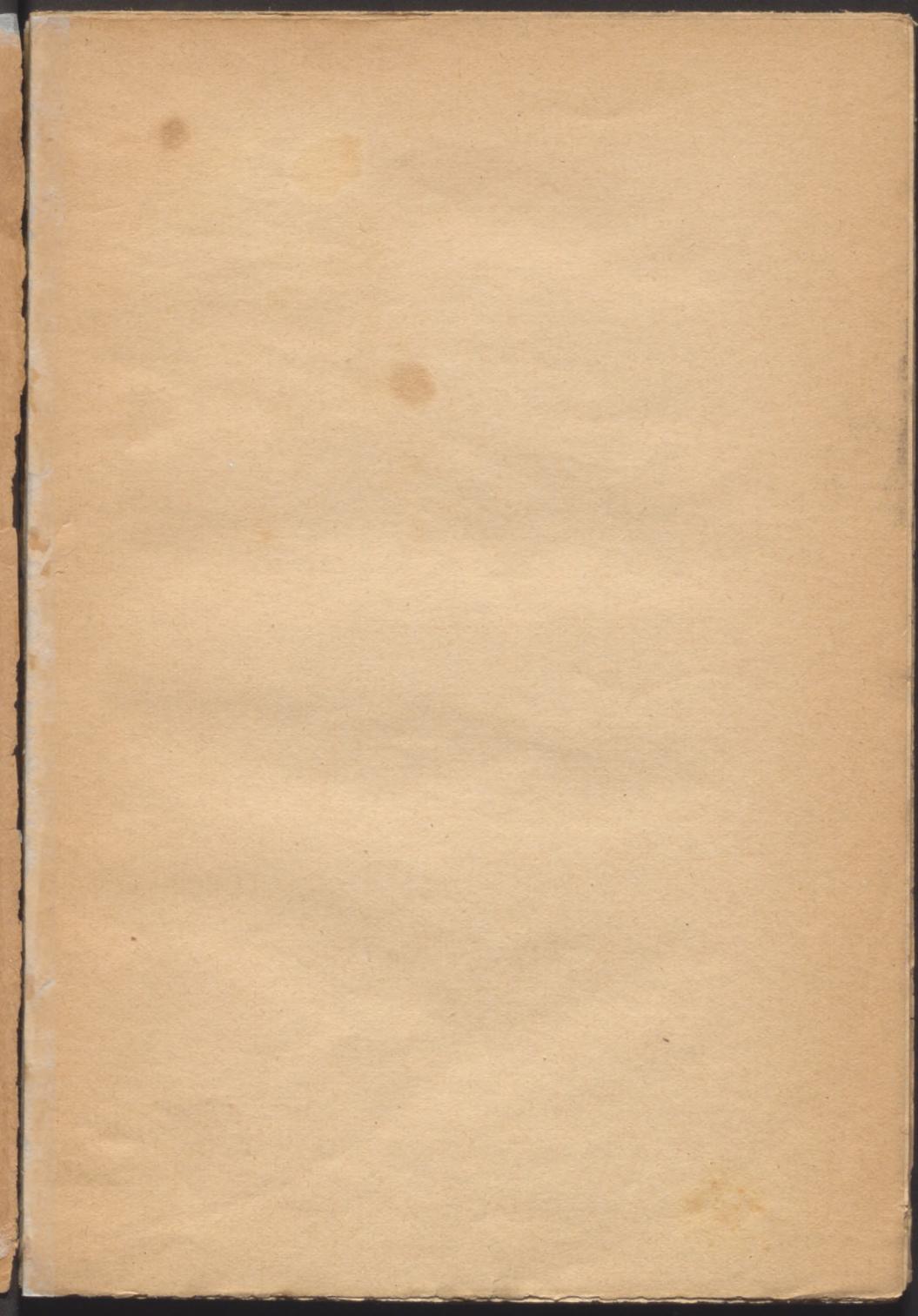
Fritz Braun

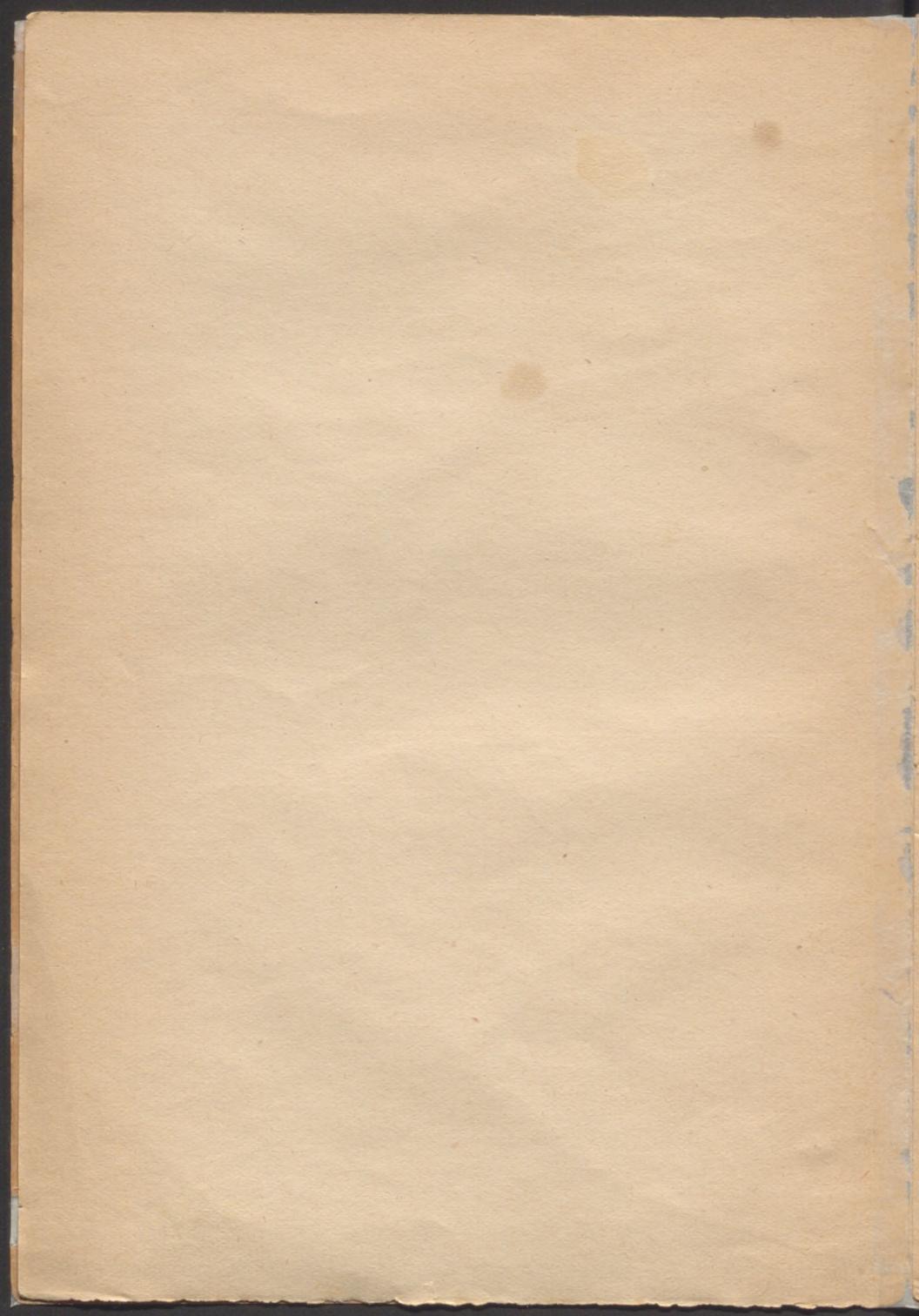
Professor in Danzig

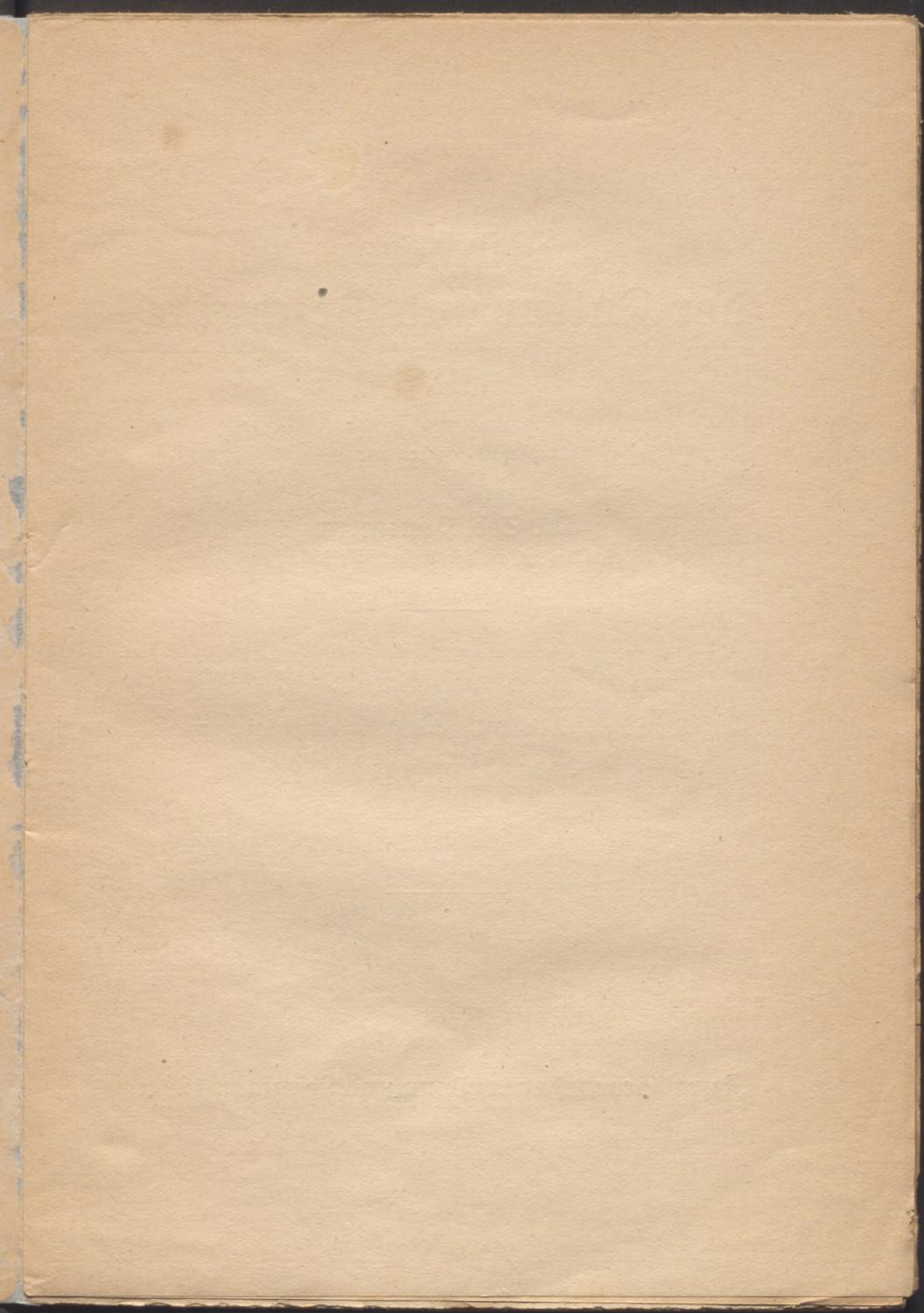


Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1921









Bücherei der Kultur und Geschichte

Herausgegeben von

Dr. Seb. Hausmann
Privatdozent an der Universität München

Band 19
Braun, Die östlichen Grenzländer
Norddeutschlands

Kurt Schroeder :: Bonn und Leipzig :: 1921

Wernicke

Die östlichen Grenzländer Norddeutschlands

Eine Landeskunde des Weichsellandes
(Kongreßpolens)

Von

Fritz Braun
Professor in Danzig



Kurt Schroeder :: Bonn und Leipzig :: 1921



Alle Rechte, besonders das
Übersetzungsrecht, vorbehalten.

206.905

Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg.

Vorwort

Wenn es nachzuweisen gilt, daß dies Büchlein über Polen einem gewissen Bedürfnis entspricht, brauche ich nicht weit hergeholtte Gründe zusammenzutragen. Ich würde mich kaum an die Arbeit gemacht haben, hätte ich nicht die Nothwendigkeit, ein solches Hilfsmittel zu schaffen, am eigenen Leibe gespürt. Als sich in dem großen Weltkrieg die Blicke aller Landsleute auf die großen Ebenen an der Weichsel richteten, hatte ich mich schon jahrelang mit ostmärkischer Heimatskunde beschäftigt. Dennoch zeigten mir die Ereignisse des Krieges nur allzuklar, daß auch für mich die Welt solange an der russischen Grenze mit Brettern vernagelt gewesen war. Da galt es, versäumte Arbeit nachzuholen, um Schülern und Mitbürgern wenigstens einige Kenntnisse von jenem Erdraum östlich der preussischen Grenzen zu vermitteln, der selbst für viele Erdkundige noch eine terra incognita geblieben war. Wohl brachten Zeitungen und Zeitschriften bald brauchbare Karten dieser Gebiete, um so schlimmer sah es aber mit den literarischen Hilfsmitteln aus. Das vorzügliche Werkchen des schlesischen Geographen über den östlichen Kriegsschauplatz hatte sich doch nur bedingte Aufgaben gestellt. Was ich sonst noch an längeren Abhandlungen über Polen fand, verdiente jeden anderen Namen eher als den eines lesbaren Buches. Außerdem war es zumeist von Schriftstellern verfaßt, denen die erdkundliche Betrachtungsweise recht fern lag, so daß sie, wie das hübsche Büchlein von Raindl, mir wohl wesentliche Dienste

leisten, aber den Wissensdurst eines Fachgeographen nicht befriedigen konnten. Heute, wo uns das treffliche Handbuch von Polen zu Gebote steht, das unter der Redaktion von Dr. C. Wunderlich vom Kaiserlich Deutschen Generalgouvernement Warschau herausgegeben worden ist, sind wir in der Hinsicht zwar besser gestellt, doch werden nur wenige um ihrer allgemeinen Bildung willen das Maß von Arbeit aufbringen können, ohne das sie jenes Werk kaum recht nützen dürften. Auch schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß diese Mühe für sie nach dem Lesen meiner kleinen Arbeit ertragreicher sein wird als ohne dem.

Daß auch mein Büchlein an vielen Mängeln leidet, entgeht mir nicht, aber trotzdem ist meine Erwartung wohl nicht ganz grundlos, daß es manchen freundlichen Leser dazu veranlassen wird, selber über viele Fragen nachzudenken, welche dem Deutschen bei der Beschäftigung mit dem Weichsellande gerade in dieser Zeit kommen müssen. Möglicherweise gelangt es ihm dabei so recht zum Bewußtsein, daß die Aufgabe dieses fruchtbaren Landes weniger darin bestehen sollte, einen Kampfplatz für die Grenzvölker abzugeben, sondern daß der Menschheit wie den Kindern dieser Erde mehr damit gedient wäre, wenn Polen und Deutsche wetteifernd an der wirtschaftlichen Erschließung des Weichsellandes arbeiten wollten. Wenn das die Frucht meiner Tätigkeit wäre, hätte die Arbeit den schönsten Lohn gefunden. Um diesen Zweck zu erreichen, handelte es sich für mich auch mehr darum, großen Zusammenhängen nachzuspüren, als statistische Einzelkenntnisse zu übermitteln. Ob es mir wirklich geglückt ist, ein geographisches Buch zustande zu bringen, entscheide der freundliche Leser selber.

Dt.-Eslau (i. westpreuß. Abstimmungsgebiet), Winter 1920/21.

Fritz Braun.

Kapitel 1.

Aufbau und Bodengestalt.

Der Erdraum, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen, das überwiegend ebene Land zwischen den Karpaten und der Ostsee, welches hauptsächlich von der Warthe und Weichsel entwässert wird, erscheint uns auf der Landkarte wenig anziehend. Haben wir uns an der scharf ausgeprägten, schier persönlich zu nennenden Eigenart der südeuropäischen Halbinseln erfreut und den Wechsel der Landschaftsformen, das labyrinthische Durcheinander von Gebirgen und Tälern bewundert, das für viele Teile der französischen und deutschen Mittelgebirge recht bezeichnend ist, so mutet uns das Übergangsland zwischen dem germanischen und slawischen Teile Europas fast so an, wie ein Gemälde, von dem erst der Untergrund fertig ist, und das nun des Künstlers harret, der auf jener gleichmäßigen Fläche eine Fülle lebendiger Einzelheiten gestalten soll.

Wie groß ist schon der Gegensatz zu dem benachbarten Mitteldeutschland! Um dessen einzelne Gaue und Landschaften gegen einander abzugrenzen, brauchte der Sohn eines fernen Erdstrichs nur die physikalische Landkarte lesen zu können. Selbst die Stadtlagen haben dort nichts Willkürliches; überall scheint das Wirkliche den tiefinneren Gesetzen dieses Theiles der Erdrinde zu entsprechen. Wie verwaschen und gleichförmig sieht dagegen das Land zwischen der Warthe und den Rokitnosümpfen aus! Selbst das polnische Mittelgebirge erscheint mehr als das schwächliche Gleichniß eines Gebirgslandes denn als ein wirkliches Ge-

birge. In langen Wellen gleitet die Erdoberfläche von den höheren Theilen des Südens zu den großen Ebenen der Mitte hinab, so daß wir die ausdrucksvollsten Geländeformen noch im N finden, wo die Gletscher der Eiszeit ihren Moränenschutt zu ansehnlichen Hügeln aufstürzten, zu einem mächtigen Hochlande, durch das die gewaltige Weichsel in einem tiefeingeschnittenen, zumeist viele Kilometer breiten Tale zur Ostsee strömt.

Verfolgen wir den Lauf des Mains, der Saale auf der Landkarte, so können wir uns selber sagen, daß ihre Täler von reichstem Leben erfüllt sein müssen; scheinen sie doch von der Natur dazu bestimmt zu sein, alle Tätigkeiten ganzer Landschaften zusammenzufassen und dem Verkehr den Weg zu weisen. Wäre Ernst Moritz Arndt Erdkundiger von Beruf gewesen, so hätte er nur die Landkarte zu studieren brauchen, um zu dem Schluß zu gelangen, der Rhein sei nicht Deutschlands Grenze, sondern Deutschlands Strom. Von der Wesenheit und dem wirtschaftlichen Beruf der Ströme unseres Übergangsgebiets sagt uns die Landkarte herzlich wenig. Hier, wo alles zerfließt und der festen, kraftvoll zusammengefaßten Formen verlustig geht, gleicht auch so mancher Fluß weniger einer tiefen Wasserrinne als einem breiten Sumpfstreifen, und der Wanderer, der es vor sich von fließendem Wasser ausblitzen sieht, hat oft genug kaum das Gefühl, die wegweisende Linie eines Flusses erreicht zu haben, sondern empfindet bei diesem Anblick nur das Vorhandensein einer lästigen Schranke. Selbst die Städte haben von solchen Wasserläufen wenig zu erwarten. Entstand wirklich einmal eine ansehnliche Stadt dicht am Flußufer, so lockte ihre Bewohner in der Regel viel weniger die Aussicht, sich den Flußhandel zunutze zu machen, als der Umstand, daß der Fluß an dieser Stelle von einer senkrecht zu ihm verlaufenden Heerstraße gekreuzt wurde, sodasß man aus diesem Grunde auf einen regeren Marktverkehr rechnen

durfte. Selbst bei Warschau spielte das in der frühesten Zeit sicherlich die Hauptrolle, und erst unterhalb der polnischen Hauptstadt fielen den Weichselstädten ähnliche wirtschaftliche Aufgaben zu, wie ihren Schwestern an der Elbe und Oder. Darf es unter diesen Umständen wundernehmen, daß sich so viele der polnischen Städte auf die höchsten Buckel der schildähnlichen Bodenerhebungen zurückgezogen haben, von wo aus sie so viel leichter einen größeren Raum beherrschen können? Wenn wir hier eine sanfte Bodenwelle betrachten, die kaum irgendwo deutlich gegen das Tiefland abgegrenzt wird, dann wieder einen Fluß verfolgen, der sich in ein zopfartiges Geflecht von Wasserarmen auflöst, in dem Moränengebiet an verlandenden Seen entlangwandern und an der Ostseeküste die weiten Brackgewässer der Haffe kennen lernen, müssen wir dann nicht der Behauptung beipflichten, der Erdraum zwischen den Karpaten und dem Baltischen Meer sei nicht nur in völkerkundlicher Hinsicht ein Gebiet des Übergangs, der Vermittlung, dem jedes scharfe Gepräge fehlt?

Einfach wie die Oberflächengestalt des Landes ist auch sein geologischer Bau, der nur in einigen Teilen, wie im polnischen Mittelgebirge, mannigfaltigere Bildungen zeigt. Der Untergrund der westlichen Hälfte gehört noch der Saronischen Scholle an, während wir es im Osten schon mit dem so viel gleichförmigeren Baltischen Schilde zu tun haben.

Das Gebiet, in dem schon in geringer Tiefe Kreide erbohrt wird, reicht im N westwärts bis über die Weichsel, sodasß seine Südgrenze hier etwa der Linie Graudenz—Suwalki entspricht. Südlich davon dringt das Diluvium in einer ungeheuren Bucht weit nach O vor. Die Nordgrenze dieser Bucht wird durch die eben genannte Linie gebildet; ihre Südgrenze zieht aus der Gegend von Suwalki nach SW und überschreitet die Weichsel wenige Kilometer unter-

halb von Warschau. Oberhalb dieser Stadt folgt die Westgrenze des Kreidegebiets dem Westufer des Stromes etwa in einem Abstände von 40 Kilometer nach S, um ihn dann etwas oberhalb von Zawichost zu überschreiten. Von hier aus führt sie längs des diluvialen Schuttkegels der Karpaten etwa 60 Kilometer nordöstlich vom Gan nach SO.

Die beiden gewaltigen Diluvialgebiete im N und im Karpatenvorlande stehen miteinander durch einen etwa 90 Kilometer breiten Diluvialstreifen in Verbindung, der westlich des Kreidegebiets von der Linie Warschau—Lodz nach SSO strebt und von der oberen Weichsel zwischen Nida und Kamienna durchflossen wird. Westlich von diesem Diluvialstreifen finden wir eine gleichgerichtete Kreidezone von durchschnittlich 60 Kilometer Breite, die nordwärts bis zur mittleren Warthe in die Gegend von Kolo und Konin reicht. Diese Zone wird ihrerseits wieder durch einen schmalen Streifen von Jurafalten begrenzt, der aber nach N zu nur bis in die Breite der Stadt Breslau reicht, wo er nordöstlich von Oppeln noch auf preussisches Gebiet übertritt. Südwestlich davon beginnen triassische Formationen, die das mächtige Kohlengebiet an der Dreikaiserecke umschließen, einen gewaltigen Schatzschrein, dem der ganze Erdraum, den wir hier behandeln, nichts Ähnliches an die Seite stellen kann. Einen großen Teil des flachen, nach NW offenen Bogens, den die obere Weichsel zwischen Oswiecim und Kazimierz beschreibt, nehmen malerische Lößbildungen ein, die sich am Ostufer der Weichsel wiederfinden. Sie erfreuen nicht nur den Erdkundigen, der sich hier in den klassischen Lößgebieten Chinas wähen könnte, und den Landmann, dem sie fruchtbare Ackererde liefern, sondern gehen uns auch deshalb besonders an, weil sie die Südgrenze der letzten Vereisung bezeichnen dürften.

Große Mannigfaltigkeit auf engem Raum zeigt in geologischer Hinsicht nur das polnische Mittelgebirge, das

sich dadurch noch auffälliger von seiner Umgebung abhebt als durch seine immerhin nur geringe Meereshöhe. Ziehen wir nicht nur die höchsten Punkte, sondern die räumliche Ausdehnung in Betracht, so steht das Bergland, das in der Lysa Gora gipfelt, sogar hinter dem Felsenkalkplateau von Wolbrom wesentlich zurück.

Nur in dem Polnischen Mittelgebirge begegnen wir paläozoischen Gesteinen, denen nach N zu permische und triassische Formationen folgen, die stellenweise noch durch schmale Jurastreifen von der diluvialen Umgebung getrennt werden. Bei der geringen Höhe dieses Berglandes trifft die alte Erfahrung, daß wir im Mittelgebirge die Flußtäler aufsuchen müssen, um großartige, wildromantische Felsformen zu entdecken, für das polnische Gebirge ganz besonders zu.

Ebenso wie die ältesten, nehmen auch die jüngsten Bildungen in diesem Zwischenlande zwischen Mittel- und Osteuropa nur einen geringen Raum ein. Während das Alluvium weiter nach O zu in dem ungeheuren Sumpfsgebiet des Großen Polesie länderweite Flächen bedeckt, durchzieht es unseren Erdraum nur längs der Flüsse in schmalen Streifen, sodasß man danach ohne irgendwelche Vorlage auf einer geologischen Karte das Flußnetz eintragen könnte. Nur im Gebiet der Vtura und des Narew könnten dabei wesentliche Irrtümer unterlaufen. Hier und da, wo dereinst die Flüsse in großen Stauseen zurückgedämmt waren, kam es wohl auch zu flächenhaften Alluvialablagerungen, wie vor allem in der Warschauer Gegend, wo wir, abgesehen von dem großen Stausee unterhalb der polnischen Hauptstadt, auch westlich davon in dem Gebiet der Vtura zwei große Alluvialebenen finden. Die westliche ist der Lowiczzer Gau, der wegen seiner wohlhabenden, treu an ihren alten Bräuchen hängenden Bauernbevölkerung die besondere Aufmerksamkeit der Völkerkundigen gefunden hat. Immerhin können selbst diese Alluvialflächen sich an Ausdehnung nicht mit den Deltabildungen

an der Weichsel- und Memelmündung messen, die demzufolge die größten Alluvialebenen unseres Gebiets darstellen. Wären deutsche Bauern in größeren Mengen nach Polen hineingeflutet, so hätten sie sicherlich auch dort die Alluvialebene manches Flusstals in ergiebiges Ackerland verwandelt und auch in Polen die Erfahrung bestätigt, daß bäuerliche Freiheit nirgends fester wurzelt als in solchen Alluvialebenen, die erst durch menschliche Arbeit in Siedlungsland verwandelt wurden.

Demzufolge können wir in unserem Gebiete hinsichtlich der Oberflächengestalt drei Zonen unterscheiden. Im S finden wir das Südpolnische Berg- und Hügelland, das durchschnittlich bis in die Breite von Breslau reicht. Nördlich davon kommen wir in die mittelpolnische Niederung, als deren Nordgrenze etwa der Unterlauf des Bug und das untere Weichseltal zwischen Warschau und Bromberg gelten können. Noch weiter nach N zu erreichen wir die Moränengebiete des Baltischen Landrückens, die sich von dem Bergland im S wohl durch den Mangel an anstehendem Gestein unterscheiden, aber stellenweise durchaus das Gepräge der Mittelgebirgslandschaft tragen mit tiefen Tälern und Schluchten, die durch die Erosion der Tagwasser entstanden sind.

Den größten Einfluß auf die Oberflächengestalt unseres Gebiets hatte jedenfalls die Eiszeit. In ihr wurde das Land mit einer dicken Moränenschicht bedeckt, und dort, wo sich der Rand der zurückweichenden Gletschermassen längere Zeit zu behaupten vermochte, entstanden jene gewaltigen Schuttwälle, die als Endmoränen bezeichnet werden. Die mächtigsten Endmoränen finden wir in den Baltischen Seenplatten, wo wir die höchsten Erhebungen der Rassaubei, die Kernsdorfer Höhen und die Goldaper und Seesker Berge an der ostpreussischen Grenze in ihnen suchen müssen. Aber auch südlich der früheren preussischen Grenze begegnen uns

noch stattliche Endmoränen. Den nördlichsten Endmoränenzug finden wir zwischen Bjalystok und Lomza und dann weiter westlich zwischen Mawa und Rypin. Noch stärker ausgeprägt ist der mittlere Wall, der zwischen Plock an der Weichsel und Konin an der mittleren Warthe dem Nordrande eines alten Urstromtals folgt. Der südlichste Endmoränenwall zieht sich dann in einem flachen, nach SW vordringenden Bogen von der Warthequelle bis in die Gegend von Konin hin.

Obgleich das ganze Gebiet, mit dem wir es hier zu tun haben, eine Eisdecke getragen hat, nahm diese doch ersichtlich nach S zu an Stärke ab. Weil dort die Eisbedeckung zudem nur kürzere Zeit gewährt hat, vermochten die Gletscher die Bodengestalt lange nicht in dem Maße umzugestalten, wie weiter im Norden. In der südlichsten Zone, welche der Hauptsache nach mit dem Südpolnischen Berg- und Hügel-land zusammenfällt, ist während der Eiszeit die Bodengestalt sogar wesentlich vereinfacht worden, weil dort alte Mulden und Täler mit Moränenschutt ausgefüllt wurden. Nördlich von diesem Gürtel beginnt das Gebiet der Sölle, der kleinen, rundlichen Wasserbecken, die vom Gletschervasser ausgestrudelt worden sind. Jene seenreiche Moränenlandschaft, wie sie dem Norddeutschen aus seiner Heimat vertraut ist, haben wir in Westpolen erst nördlich der Bzura und Warthe zu suchen, während weiter östlich die Seen in dem ganzen Raum bis zum großen Polesie zu finden sind.

Als eiszeitliche Bildungen sind auch die breiten Urstromtäler zu betrachten, die den Raum zwischen dem südlichen Berg- und Hügel-land und der Ostsee in vorwiegend westlicher und nordwestlicher Richtung durchziehen. Sie entstanden an dem jeweiligen Rande des Riesengletschers und wurden von dessen Schmelzwässern ausgewaschen, die nach W zu einen Weg zum Meere suchten. In fast alle sind Staubecken eingeschaltet, deren geräumigste wir bereits

genannt haben. Als ein solches Urstromtal erkennen wir das Tal der Malapane und Oder. Noch breiter und buchtenreicher ist das Tal der Bartsch. Eines der größten dieser Urstromtäler ist die gewaltige Rinne, die fast genau in westöstlicher Richtung von Warschau zum Tal der mittleren Warthe hinüberzieht, um genau in dessen Verlängerung bei der Obermündung die Oder zu erreichen. Auch die Rinne des Weichsellaufls zwischen Warschau und Fordon stellt ein breites Urstromtal dar, in dessen Fortsetzung die Neze und untere Warthe zur Oder ziehen. Das mächtige Urstromtal, das von der unteren Memel zum Pregel hinüberführt, und die breite Rinne, welche von der Danziger Bucht an Hinterpommern durchquert, hielt man früher für Teile eines und desselben eiszeitlichen Flußlaufes, doch ist man heute von dieser Ansicht zurückgekommen. Ihre Voraussetzung wäre gewesen, daß die Danziger Bucht ein großes Einbruchsgelände darstellt. Nach den Tiefbohrungen auf dem Helsenfer Hafen läßt sich aber diese Behauptung nicht mehr aufrecht erhalten.

Daß die winzigen Flüsschen, die heute in manchen dieser Urstromtäler dahinschleichen, die breiten Rinnen nicht geschaffen haben, empfindet der Wanderer schon auf den ersten Blick. Das Mißverhältnis zwischen ihnen ist gar zu groß. Im deutschen Kulturlande ist die Sohle der Urstromtäler (Warthebruch, Nezebruch) vielfach in fruchtbare Gefilde und vor allem in üppiges Weideland verwandelt worden. In Polen kam dagegen niemals jene energische Zusammenfassung menschlicher Arbeitskräfte zustande, ohne die solche Riesenleistungen nicht vollbracht werden können, sodaß dort die von Altwässern, Sümpfen und Sandbänken erfüllten Urstromtäler in der Regel nur Hemmnisse des Verkehrs bedeuten.

Diese Verhältnisse bringen es mit sich, daß die Laufrichtung der Flüsse in sehr vielen Fällen nicht durch die

Oberflächengestalt des Landes bestimmt wird, die sich heute dem prüfenden Blick des Wanderers darbietet, sondern durch viel ältere Zustände. Das gilt nicht nur von den Wasserläufen, welche auf längeren oder kürzeren Strecken die gewaltigen Urstromtäler verfolgen, sondern auch von den Flüssen, welche, wie Warthe und Pilica, das Bergland des Südens nach N zu entwässern, sind doch die Geologen der Ansicht, daß deren Talbildungen schon in der Tertiärzeit entstanden sind. Aber selbst dort dürften die Vorgänge der Eiszeit schließlich doch der ausschlaggebende gestaltende Faktor gewesen sein. Auf sie ist es wohl auch zurückzuführen, daß unser Gebiet weniger in süd-nördlicher Richtung als vielmehr nach NW zu entwässert wird. Ebenso wie die Elbe (Havel—Spree) erhalten auch die Oder (Warthe—Neße) und Weichsel (Bug—Narew) ihren wichtigsten Nebenfluß von SO, wobei der entsprechende Nebenfluß immer größer wird, je weiter wir nach O gehen.

Betrachten wir das Stromgebiet der Warthe und Weichsel auf der Landkarte, so scheint ihr Einzugsraum über ein wohl ausgebildetes, stellenweise sehr engmaschiges Flußnetz zu verfügen. Doch ist die wirtschaftliche Bedeutung der meisten Wasseradern nur gering. Um uns darüber so recht klar zu werden, brauchen wir nur einmal Kongreßpolen mit den deutschen Rheinlanden zu vergleichen. Was bliebe von diesen in wirtschaftlicher Hinsicht übrig, wenn wir ihr Flußnetz mit seinem Ufergelände aus ihnen herausheben könnten? — In Polen wäre der Verlust lange nicht so bedeutend, denn einmal liegen sehr viele, ja die meisten Städte nicht unmittelbar an den Flüssen, sondern auf den flachen Rücken der Wasserscheiden, und zum anderen ist der Schiffsverkehr auch auf den ansehnlichsten Flüssen nur überaus gering, sodaß die Umschlagsziffern sich neben jenen der Rhein- und Elbehäfen schier lächerlich klein ausnehmen. So machen wir auch hier die Erfahrung, daß die Flüsse in

den Mittelgebirgen der alten Kulturgebiete als die rechten Hauptlebensadern gelten müssen, während sie in großen Ebenen mit geringer Kulturspannung mehr als Grenzen und Scheidelinien in Betracht kommen, ein Verhältnis, das sich erst in kulturlosen Sumpfwäldern wenig erschlossener Festländer, wo die Flüsse schlechterdings die einzigen Richtlinien des Verkehrs bilden (Sibirien, die Selvas von Südamerika) wieder in sein Gegenteil verkehrt. Die wirtschaftliche Wesenlosigkeit vieler Flüsse zeigt sich schon in der früheren Provinz Posen, wird aber in Kongreßpolen noch viel auffälliger. Das Streben, die breiten, vielfach sumpfigen Flußtäler zu überschreiten, war hier umso geringer, weil bei dem ganzen Stande der Wirtschaftskultur kein wesentlicher Anreiz dazu bestand, sich jenseits des Flusses in einem Gebiete umzusehen, das eigentlich in jeder Hinsicht nur ein Spiegelbild der engeren Heimat war. So durfte sich denn in den stillen Altwassern noch bis vor garnicht langer Zeit der Biber ungestört seine Burgen bauen. In Norddeutschland gewannen energische Siedler bald die Herrschaft über die ungeberdigen Ströme. Nach ihrer Regulierung trugen sie geduldig die Waren der Bürger stromauf und stromab, während die Niederungen an ihren Ufern dem glatten Rindvieh des Landmannes die beste Weide boten. So machten sich in dem wirtschaftlichen Leben bald fluviopetale Kräfte, ein Streben nach dem Flussufer geltend, während wir weiter östlich eher entgegengesetzte Neigungen feststellen müssen. Wir werden deshalb immer wieder hervorheben müssen, man dürfe daraus, daß man Polen schlechthin als das Weichselland bezeichnete, beileibe keine übertriebenen wirtschaftlichen und politischen Folgerungen ziehen. Einem Fremdling, dessen Wiege an der oberen Elbe oder an dem Mittelrhein stand, werden in dieser Hinsicht die Ströme des Ostens tatsächlich als rechte Odeneien erscheinen müssen.

Überaus bedeutsam für das ganze Gebiet ist die Tat-

sache, daß die Gletschermoränen gerade an der Küste der Ostsee den höchsten Wall aufgetürmt haben, so daß hier in der Nähe des Meeres eine wichtige Wasserscheide entstand. Quer durch diesen Wall, den baltischen Landrücken, hat zwar die Weichsel in geologisch recht junger Zeit ein landschaftlich ebenso schönes wie wirtschaftlich wichtiges Tal gegraben, durch das die Furche des nördlichsten Urstromtals eine ziemlich gradlinige Verbindung mit dem Meere erhielt, doch ändert das nichts an der Thatsache, daß der Küstenstrich eine Landschaft bildet, die sich einer mindestens ebenso entschiedenen Eigenart rühmen darf wie das polnische Mittelgebirge im Süden. Auf diese Eigentümlichkeit des Preußenlandes ist es auch zurückzuführen, daß sich hier ein selbständiges Reich von der Macht des Ordensstaates entwickeln konnte, in dem ein so gewaltiges Bollwerk des Deutschtums entstand, daß der Slave am Ufer der Ostsee niemals recht heimisch wurde. Wir brauchten kaum den Vorwurf zu befürchten, daß wir mit lustigen Gebilden der Einbildungskraft spielten, wenn wir bezüglich der Kolonialländer von einer Scheu der Kolonialvölker reden wollten, sich irgendwo weit von der Meeresküste zu entfernen. Jedenfalls war die Stärke der Kolonisierung bestimmter Gaue solcher Länder in der Regel umgekehrt proportional ihrer Entfernung von der Meeresküste, wenigstens so lange, bis neuzeitliche Verkehrsmittel dieser Furcht vor der Landmasse entschieden entgegenwirkten. Ganz und gar ist sie aber auch von ihnen nicht überwunden worden. Folgte nun der Küste ein für sich bestehendes Gebiet von so hoher Eigenart, wie der baltische Landrücken, so lag es noch näher, daß die Einwanderer sich auf diesen Erdraum beschränkten. Was die Zukunft des Deutschtums angeht, so hätten wir es allerdings lieber gesehen, wenn seine Pioniere nicht längs der Küste bis zum Finnischen Meerbusen vorgedrungen wären, sondern dafür den Raum zwischen dem Baltischen Meer und den Kar-

paten bis zu der wirksamen Grenzscheide der großen Sümpfe östlich des Bug ganz und gar eingedeutscht hätten.

Leider ist dieser Teil der Ostsee an guten Häfen recht arm, und nur dem Zwange der Nothwendigkeit ist es zuzuschreiben, daß dort Hasenplätze von größerer Bedeutung entstanden, von denen einer, die alte Hansestadt Danzig, zuzeiten geradezu als Königin des östlichen Ostseebeckens gelten durfte.

Im Gegensatz zu der Boddenküste Vorpommerns haben wir es hier mit einer Haffküste zu tun. Das Riesenhaff an der hinterpommerschen Küste hat sich allerdings in eine ganze Reihe kleiner und großer Strandseen aufgelöst. Da diese aber untereinander samt und sonders durch sumpfiges Wiesengelände verbunden sind, könnte man fast behaupten, das Riesenhaff bestehe noch heute, sein Spiegel habe sich nur um einen ganz geringen Betrag gesenkt. Die Häfen dieses Klüftenstrichs können nur durch fortwährendes Baggern zugänglich erhalten werden. Unterbliebe diese Maßregel auch nur während einer kurzen Zeit, so müßten die Flußmündungen derart versanden, daß nur Fischerboote in sie einfahren könnten. Ebenso leiden die eigentlichen Haffhäfen der preussischen Küste unter der geringen Tiefe der gewaltigen Strandseen. Diese Verhältnisse zwangen die Schichausche Werft, eine Zweiganstalt in Danzig zu bauen, als ihr Betrieb auch auf große Seeschiffe ausgedehnt werden sollte, und nötigten den preussischen Staat, mit beträchtlichen Kosten den Haffkanal herzustellen, durch den ein tieferer Schiffahrtsweg vom Pillauer Tief zur Pregelmündung geschaffen wurde. So können wir denn an vielen Orten schon wenige Kilometer von der Küste Einwohner finden, die in gar keinem Verhältnis zum Meere stehen. Selbst bei Danzig liegen die Dinge nur scheinbar viel besser. Wenn die alte Hansestadt heute wirklich geräumige und leicht zugängliche Hafenanlagen ihr eigen nennt, die sie möglicher-

weise in den Stand setzen, selbst jenem mächtigeren Verkehr zu genügen, den Optimisten diesem Einfallstor der polnischen Republik vielleicht etwas vorschnell verheißten möchten, so hat die Kunst dazu viel mehr getan als die Natur.

Nicht ohne guten Grund halten sich die wichtigsten Hafenplätze solcher Ströme, welche in einem großen Delta münden, in der Regel ein Stück seitab von den eigentlichen Mündungen. Danzig ist erst durch das gewaltige Naturereignis vom 31. Januar 1840 in diese günstige Lage versetzt worden, weil damals der hochwassergegeschwellte Strom den schmalen Riegel der Nebrung sprengte, sodaß die unterhalb von Neufähr befindliche Laufftrecke totgelegt wurde. Erst seit dem Bau der Plehendorfer Schleusenanlagen waren die Danziger Kaufleute der Gefahr entrückt, daß ihre Schiffe durch den Eisgang der Weichsel beschädigt würden. Wäre der Durchbruch bei Neufähr schon ein halbes Jahrtausend früher erfolgt, so möchten sich heute schwerlich die hohen Speicher der Danziger Speicherinsel in der stillen Flut der Mottlau spiegeln, hatte man in jenen stillen Winkeln doch grade vor den Gefahren des Eisgangs Schutz gesucht. So lag es denn auch näher, daß der Handel mit diesen Küsten von solchen Nachbarn eröffnet wurde, die selber schon anderswo eine größere Geschicklichkeit im Seewesen erworben hatten, als daß die Anwohner sich daran machten, das nahe und doch so schwer zugängliche Meer zu befahren. Diese Thatfache war dann wieder von ausschlaggebender Bedeutung für die Siedelungsgeschichte der Küstenländer. Wir dürfen nicht vergessen, daß grade ihre physikalische Beschaffenheit die Ansiedlung des deutschen Seefahrers und Händlers wesentlich begünstigte.

Kapitel 2.

Das Klima des Gebiets.

Die Lage des Gebiets inmitten der europäischen Landfeste an einem verhältnismäßig kleinen Mittelmeer und die im großen und ganzen doch nur geringen Unterschiede in der Bodenbeschaffenheit spiegeln sich auch in dem Klima wieder. Der Erdraum, mit dem wir uns hier beschäftigen, stellt ein Schlachtfeld dar, auf dem ohne Unterlaß der Kampf zwischen dem ozeanischen und kontinentalen Klima ausgefochten wird. Während sich einerseits noch der Einfluß des Atlantischen Ozeans geltend macht, gehen andererseits doch auch von der großen Landmasse Osteuropas gewaltige Wirkungen aus. Kämfst du aus Moskau oder gar aus Kasan nach Warschau oder Thorn, so möchtest du auf Schritt und Tritt empfinden, daß du in ein Land gelangtest, in dem die größere Nähe des Weltmeeres die Unterschiede zwischen den einzelnen Jahreszeiten bereits bedeutfam ausgeglichen hat, wäre aber Hannover oder Aachen deine Heimat, so würde dir an der mittleren Weichsel die trockene Glut des Sommers ebenso auffallen wie des Winters erstarrender Frost. Im allgemeinen wird das Klima kontinentaler, je weiter wir nach Osten kommen, und je weiter wir uns von der Meeresküste entfernen, doch entstehen im einzelnen viele Abweichungen. Auf den Hochländern finden wir Kälteinseln, und längs der Flüsse, — selbst gar nicht besonders ansehnlicher, wie der Drenenz, — dringen schmalere Zungen wärmerer Klimagebiete tief in eine kältere Umgebung ein. Längs der Oder strebt ein Streifen mit einer Jahrestemperatur von über 8°

bis zu den Sudeten vor, doch wird er in seinem südlichsten Teile schon recht schmal. Von NO reichen dagegen Gebiete, in denen die Jahrestemperatur unter 7° zurückbleibt, etwa bis zu der Linie Brest-Litowsk—Elbing. Ein wärmerer Erdstrich zieht sich am südlichen Weichselufer von Krakau bis Lublin hin. Hier finden wir grade so wie in Schlesien wieder einen Jahresdurchschnitt von mehr als 8° . Kältere Gebiete erwarten uns dagegen im polnischen Mittelgebirge und auf dem pommerellischen Landrücken, wo nicht einmal 7° erreicht werden. Noch viel rauher ist Litauen im Quellgebiet der Pissa und Szeszupa, wo stellenweise der Jahresdurchschnitt 5° nur unwesentlich übersteigt.

Der Verlauf der Januarisothermen hat mit denen des ganzen Jahres immerhin noch einige Ähnlichkeit, wenn auch der erwärmende Einfluß des Meeres dadurch zur Geltung kommt, daß im Januar der Helenser Hafen mit seinem ungebrochenen Ostseeklima den wärmsten Punkt des ganzen Gebiets darstellt, und daß Memel trotz seiner nördlichen Lage dann noch wärmer ist als Lublin. Die kälteste Gegend haben wir jedoch auch in dieser Jahreszeit an der preußisch-litauischen Grenze, etwa bei Lyck und Marggrabowa, zu suchen.

Halten die Isothermen im Januar trotz aller Ausbuchtungen im wesentlichen noch die Nord-südrichtung inne, so geht diese im Sommer mehr und mehr in eine westöstliche Richtung über. Allerdings prägt diese sich hier lange nicht so deutlich aus, wie etwa acht Längengrade weiter nach Westen. Im Juli besitzt ein breiter Streifen des Landes zwischen dem 50° und 53° n. B. eine Durchschnittswärme von mehr als 18° . Kühler sind dann nur das Polnische Mittelgebirge und ein Küstenstreifen nördlich vom 53° , wo die Durchschnittstemperatur an der hinterpommerischen Küste 16° stellenweise nur unwesentlich überschreitet. Badegäste, die von Lublin oder Warschau im Hochsommer nach Kol-

berg oder Leba kommen, müssen die Witterung Hinterpomerns dann schon für recht ozeanisch halten.

Einen guten Anhalt für den Einzug des Frühlings in die weiten Gefilde zwischen Warthe und Memel bieten uns die phänologischen Tabellen. Danach gibt es in dem ganzen Raum kein Gebiet, wo die Frühlingsblüte eher zu erwarten wäre als in Berlin. Weinabe zu gleicher Zeit haben wir sie im Vorland der Karpaten südlich der oberen Weichsel zu erwarten. Sonst müssen wir jenseits der Warthe überall mindestens vierzehn Tage länger darauf warten, und in den höher gelegenen Theilen Südpolens und auf den Baltischen Seenplatten tritt sie noch etwa eine Woche später ein. Mildere Lüfte, die uns an westdeutsche Verhältnisse erinnern, wehen zur Frühlingszeit erst in der Bartschniederung, bei Breslau und in dem schlesischen Weingebiet bei Grünberg. Dieser späte Frühlingseinzug ist nicht etwa nur von ideeller Bedeutung, weil der Mensch unter der Länge des Winters gemüthlich zu leiden hat, sondern er äußert auch einen schädlichen Einfluß auf das Wirtschaftsleben, weil der Landmann erst viel später zur Bestellung des Ackers schreiten kann als weiter westlich zwischen Oder und Elbe.

Ähnlich wie die Linien, welche die Orte mit gleichzeitiger Frühlingsblüte verbinden, im allgemeinen von SO nach NW ziehen, ist das auch bei jenen der Fall, welche die Stätten verbinden, wo im Herbst zu gleicher Zeit die Durchschnittstemperatur von 0° und damit jener Wert erreicht wird, nach dem wir den Eintritt des Winters zu bestimmen pflegen. Zwischen dem Obertal und der Ostgrenze Kongresspolens besteht in dieser Hinsicht ein Zeitunterschied von etwa 14 Tagen (Breslau 6. Dez., Cholm etwa 20. Nov.), sodasß die gute Jahreszeit auch schon im Herzen des Weichsellandes immerhin fünf Wochen kürzer sein dürfte als in

Berlin. Der kurze Sommer sucht das freilich durch erhöhte Wärme wieder gutzumachen.

Dabei dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß grade in solchen Übergangsgebieten die Mittelwerte der einzelnen Monate durch Addition sehr verschiedener Werte zustandekommen, weil bald kontinentale, bald ozeanische Witterungsverhältnisse die Oberhand gewinnen. In Warschau kann beispielsweise ein ungewöhnlich warmer Januar uns an die Temperatur in Köln, ein sehr kalter dagegen an den Winter in Kasan erinnern, beträgt doch der Ausschlag zwischen dem höchsten und niedrigsten Januarmittel mehr als 15°. Und während uns in dem einen Jahr bereits der Mai an den Juli Westdeutschlands erinnert, erreicht man im nächsten Sommer an der mittleren Weichsel vielleicht nicht einmal die durchschnittliche Wärme des Berliner Juni.

Im allgemeinen dürfen wir im November schon mit ziemlicher Sicherheit auf kurze Frostperioden rechnen, doch kommen auch Winter vor, die bis Neujahr hin das Gepräge des Spätherbstes tragen, sodaß wir noch im Dezember bei Temperaturen zwischen + 6° und + 8° den eigentlichen Winter recht fern wähen, namentlich wenn wir im Nadelwald luftwandeln, wo bei solcher Wetterlage der grüne Moosteppich am üppigsten gedeiht. Mit dieser Wandelbarkeit des Klimas müssen wir auch rechnen, wenn wir jene Karten studieren, welche uns die Zeit der durchschnittlichen Eisbedeckung der Flüsse und Seen angeben. Die untere Weichsel trägt durchaus nicht in jedem Winter eine feste Eisdecke, ja, es kommt sogar vor, daß ein See von der geringen Höhenlage des Geserich in einem Jahre nicht recht zufrieren will, so daß die Fischer auf den Fischereibetrieb mit dem großen Eisneß wohl oder übel verzichten müssen. Treten die ersten Frostperioden sehr frühzeitig ein, so pflegen sie an den großen Landseen ziemlich spurlos vorüberzugehen, weil deren Wasser dann noch nicht Zeit hatte, seine Eigenwärme



an die Atmosphäre abzugeben. Ebenso pflegen sie selbst mitten im Winter bei starkem Frost offen zu bleiben, wenn starker Wind die jungen Schollen zertrümmert und in den Buchten zusammentreibt. Um die gewaltigen Unterschiede zwischen der Temperaturbewegung in den einzelnen Jahren zu verdeutlichen, braucht man nur anzuführen, daß die Laubentwicklung der Linde mitunter schon im April, in anderen Fällen aber erst im Juni vollendet ist, und daß die erste Frostperiode sich bisweilen schon in der ersten Hälfte des October einstellt, andernfalls aber erst um die Jahreswende herum. Für gewöhnlich ist die Aussicht auf einen schönen Herbst größer als die auf einen frühen, warmen Lenz. Herbstliche Sonnenuntergänge an den großen Landseen des Baltischen Höhenzuges gewähren mitunter ein ganz ungewöhnliches Schauspiel, wenn die sinkende Sonne wie eine große, silberne Scheibe am stahlblauen Himmel steht und sich keine Spur von Abendröte im Westen zeigen will. Kälterückschläge kommen bis in den Juni vor, doch stehen die, welche im ersten Maidrittel einzutreten pflegen, in dem übelsten Ruf, weil ihnen die jungen Blätter und zarten Blüten immer wieder zum Opfer fallen. Nach den Aufzeichnungen der meteorologischen Stationen sind zwar der Juni, Juli und August in unserem Gebiet frostfrei, doch kommt es in klaren Nächten selbst im Sommer durch Strahlungskälte zu Reif- und Eisbildung. Als unbedingt frostfreie Zeit bleiben vielleicht nur die Mittsommerwochen von der Mitte des Juli bis zur Mitte des August übrig.

Die Isobaren durchziehen das Weichsland Winters über fast in westöstlicher Richtung, während sie im Sommer mehr von Nordwesten nach Südosten streichen. Im Januar sinkt der mittlere Luftdruck in der Südrichtung von 765 bis 762, im Juli von 761,5 bis 759,5. Für das Jahr ergibt sich, von S nach N sinkend, ein mittlerer Luftdruck von etwa 762,5—761.

Hinsichtlich der Niederschläge wird die Trockenheit dieser weiten Flächen in der Regel weit überschätzt. Sie sinken nirgends unter 450 Millimeter, steigen aber auch nirgends weit über 700 Millimeter. Am regenreichsten ist, wie zu erwarten stand, das Vorland der Karpaten und der höchste Teil des Polnischen Mittelgebirges. Die Trockenheit der regenärmsten Striche wird vermutlich auch dadurch bedingt, daß sie im Regenschatten des baltischen Höhenzuges liegen. Auch in den ebeneren Gebieten liegen trockene und feuchte Striche mitunter auffällig dicht nebeneinander. Der trockene Gau an der mittleren Drenenz, der es kaum auf 450 mm Niederschlag bringt (Oberförsterei Wilhelmsburg), ist von der 600 Millimeter Linie kaum 40 Kilometer entfernt.

Die vorherrschende Windrichtung ist im Sommer W und NW; im Winter spielen die Winde aus den Ostquadranten, namentlich der SO eine größere Rolle. Zur Überraschung jener, die bei dem Namen Polen schon an die Steppennatur des südöstlichen Europas denken möchten, müssen wir besonders hervorheben, daß sowohl die mittlere Feuchtigkeit als auch die mittlere Bewölkung im Warthe- und Weichsland etwas größer sind als in der norddeutschen Tiefebene, und daß auch der heiße Sommer dieser Ebenen durchaus nicht durch wolkenlosen Himmel gekennzeichnet wird. So müssen wir beispielsweise in Warschau im Juli auf 61 Prozent mittlerer Bewölkung gefaßt sein, während es das so nahe am Meer gelegene Königsberg nur auf 58 Prozent bringt, und auch im Winter sind die westlicher gelegenen Gebiete in dieser Hinsicht besser daran als das Land an der mittleren Weichsel. Während Warschau im Januar und Februar 74 und 76 Prozent mittlerer Bewölkung aufweist, bringt es Posen nur auf 73 und 72 Prozent, während sich Ostrowo gar mit 70 Prozent begnügt. Am klarsten ist der Herbst. Im September sind in Warschau grade so wie in Königsberg durchschnittlich nur 58 Prozent

des Himmels von Wolken bedeckt, weiter im SO, in Lemberg, allerdings gar nur 49 Prozent. Immerhin erkennen wir daran, daß man wirklich ein Recht hat, den sonnigen Herbst dieses Übergangsgebiets zu preisen. In der Regel bringt der September, mitunter, wie im Jahre 1920, auch wohl erst der Oktober eine lange Reihe wolkenloser Tage, an denen die Sonne eine solche Fülle von Licht über die Erde ausschüttet, als ob sie die Menschenkinder bereits im voraus für die Nebelschwaden und den Wolkenhimmel des Dezembers entschädigen wollte, der nicht nur in Warschau (82 Proz. mittlerer Bewölkung), sondern eigentlich in dem ganzen Erdraum der trübste Monat ist. Auch im Mittwinter sind wolkenlose Tage zwischen Warthe und Zug recht selten, viel seltener als der vermeinen möchte, der sich bei dem Urteil über diese Dinge auf sein Gedächtnis verläßt, in dem erfreuliche Bilder Gott sei Dank viel fester haften als garstige Erinnerungen. Zwei heiteren und elf wolkigen Tagen stehen im Januar in Warschau achtzehn trübe gegenüber. Um so größer ist die Pracht der wolkenlosen Frosttage, wenn ihrer wirklich einmal eine längere Reihe dem Lande beschert wird. Der Bewohner des nebligen Nordwestens kann sich von der Lichtstärke solcher Wintertage kaum eine rechte Vorstellung machen, und eine Schlittenfahrt in wolkenloser Vollmondnacht wird sich dem, der dieses Glück teilhaftig wurde, tief in die Erinnerung einprägen. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß uns die polnischen Maler, wie ein Wierusz-Kowalski, ihre Heimat so gern in der Winternacht vorführen, wenn auf den Schneewällen das bläuliche Licht des Vollmondes ruht und der suchende Blick des Wanderers am Raine des fernen Kiefernwaldes noch jeden Baum zu unterscheiden vermag. Auch in anderer Hinsicht ist der schneereiche Winter für die weiten Ebenen eine große Wohlthat. Er festigt den Boden, sodaß dort der gleitende Schlitten pfeilschnell dahin-

faust, wo vordem das leichte Wägelchen im Kot versank, und deckt den Schmutz der Kleinstadtgäßchen wohlthätig mit seinem weißen Leilach zu, sodaß selbst dort hübsche, freundliche Bilder zustandekommen, wo uns vordem nur schmutzige Armut anwiderte. Die Unkenntnis dieser Verhältnisse hat den Gang der Weltgeschichte sehr wesentlich beeinflusst. Wäre Napoleon dereinst mit einem wohlgenährten, gutgekleideten Heere bei Wintersanfang in Rußland eingerückt, so hätte der ganze Feldzug sicherlich einen ganz anderen Verlauf genommen. Alles in allem dürfen wir wohl sagen, daß der Erdraum, mit dem wir uns hier beschäftigen, in klimatischer Hinsicht zwar den angrenzenden Gebieten Deutschlands ähnelt, daß er aber doch lange nicht so ausgeglichen und milde erscheint wie diese Gaue. Das gilt durchgängig für die ganze Landbreite zwischen der Ostsee und dem Gebirge.

Kapitel 3.

Pflanzenwelt und Tierleben des Weichsel-landes.

Der Eigenart des Klimas entspricht auch die Pflanzenwelt des Landes. Empfindliche Gewächse müssen ihm schon des harten Winters wegen fernbleiben, und in seinem östlichen Teil ist selbst an der Meeresküste die warme Jahreszeit zu kurz, um der Rotbuche das Leben zu ermöglichen. Auch des Bacchus süße Gabe reißt nur im äußersten Westen, wo das schlesische Land an Posen grenzt und die sandigen Halden von der Sommer Sonne nachhaltig durchglüht werden. Von der Natur selbst scheint Polen zu einem Wald- und Uckerlande bestimmt zu sein, doch hat der Mensch die Naturschätze des Waldes größtenteils planlos vernichtet und die Fruchtbarkeit des Bodens nicht genügend ausgenutzt. Am höchsten ist der Stand der Boden- und Forstkultur erklärlicherweise in den Teilen, die sich lange Zeit der Fürsorge des preussischen Staates erfreuten, steht doch die Provinz Schlesien mit 29 Prozent Waldland sowohl an Menge als auch an Güte der Wälder in dem östlichen Übergangsgebiet weit oben an. Die übrigen drei Provinzen des preussischen Staates, die in unseren Bereich fallen, sind zwar waldärmer (das alte Westpreußen 21 Prozent, Posen 20 Prozent und Ostpreußen nur 18 Prozent), doch finden wir auch in ihnen weite zusammenhängende Forste von hoher Schönheit, die, wie die Rominter Haide und der pommerellische Waldgürtel zwischen Danzig und Stolp an Pracht des Baumwuchses mit vielen hochgerühmten mitteldeutschen

Gebirgswäldern wetteifern. Was Kongreßpolen angeht, so gilt auch für dieses Gebiet die alte Wahrheit, daß die Waldstatistik solcher Halbkulturländer (vgl. auch Dalmatien und Bulgarien) nur mit allergrößter Vorsicht benutzt werden darf, da in ihr auch solche Flächen als Wälder bezeichnet zu werden pflegen, die man anderswo nur als ärmliche Hütungen gelten ließe. Schon an den Privatwäldern Possens konnte man sehen, wie viele Waldbestände durch Raubbau entwertet waren, und doch standen diese Holzungen noch himmelweit über vielen sogenannten „Wäldern“ Kongreßpolens. Vor fünfzig Jahren wurde der Waldbestand Kongreßpolens noch auf 33 Prozent der Bodensfläche angegeben. Vor einem Menschenalter war er schon auf 23 Prozent zusammengesmolzen, und heute dürften kaum noch 20 Proz. des Bodens von Wald bedeckt sein. Dabei sagt uns diese Zahl, wie eben angedeutet, noch herzlich wenig, gehören zu ihr doch noch weite Räume so armseliger Bestände, daß man sie in deutschen Landen kaum als Wald gelten lassen würde. Um eine Vereinigung der polnischen Bauern und Großgrundbesitzer zu erschweren und in dem Weichsellande nach dem Grundsatz *divide et impera* zu regieren, stattete die russische Regierung, als sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts die polnischen Bauern mit eigenem Besitz versah, den neuen Zwergbauernstand mit zahlreichen Nutzungsrechten am Gutslande aus, die sich auch auf den Wald erstreckten. Und man darf wohl sagen, daß der Wald am schwersten unter ihnen gelitten hat. Wandert man durch die unsäglich dünnen Fichtenbestände vieler Gutswälder, deren vereinzelte Bäumchen sich erst in weiter Entfernung zu einem geschlossenen Walde zu vereinigen scheinen, so glaubt man eher in einer baunreichen Savanne als im mitteleuropäischen Nadelwalde zu weilen. Schlagblößen, die von den stehengebliebenen Samenbäumen besamt werden sollten, verwildern. Durch die verwildernde Grasnarbe schaut überall der

gelbe Sand. Noch ein paar Jahre, dann treibt der Wind mit ihm sein launenhaftes Spiel und häuft dort hohe Sanddünen auf, wo noch vor zwei Menschenaltern tieffer Waldfrieden herrschte.

Un anderen Stätten mag der Kampf zwischen den kuffeligen Kiefern und den Binnenlanddünen schon seit Urväterzeiten nicht zur Ruhe gekommen sein. Es handelt sich dann um sandige, unfruchtbare Halden, wie wir sie im nördlichen Teil unseres Erdraums auf den weiten Sandurflächen der pommerellischen Seenplatte in Menge finden. Dabei gibt es andererseits Waldungen genug, die dem Landfremden zeigen, wie verständige Pflege auch die polnischen Wälder veredeln könnte. Nicht wenige der schönsten Wälder haben allerdings noch kaum forstgerechte Pflege genossen; die Natur selber war ihre große Hegemeisterin, sodaß der Deutsche sich in ihnen eine Vorstellung davon bilden kann, wie es vor Zeiten in den Wäldern seiner Heimat ausgesehen haben mag. Der Wald von Bialowicza im Stromgebiet des Narew war schon von altersher wegen seines Wisentbestandes, unter dem der Weltkrieg erbarmungslos aufgeräumt hat, weithin bekannt; ebenso galten als Urwälder der Kampinoswald im polnischen Kreise Sochaczew, das Jagdrevier Spala im Kreise Rawa, der Staatswald Czernony Bor im Kreise Lomza und viele andere größere und kleinere Waldgebiete mehr. Trotzdem sind manche Teile Kongreßpolens, wie der NW, geradezu waldarm und weisen ähnliche Verhältnisse auf wie das westpreußische Kulmerland, wo man auch um des fruchtbaren Bodens willen schon in sehr früher Zeit mit den Waldbeständen rücksichtslos aufgeräumt hat. Im nordwestlichen Polen zieht sich nur längs der Weichsel ein Streifen von Haidewäldern entlang, der weiter nordwärts der Brahe folgt und so mit der Tucheler Haide in Verbindung steht. So sind denn auch die Zeiten, da das Kinderliedchen: „In Polen brummt ein wilder Bär!“ noch der

Wirklichkeit entsprach, längst vorüber. Selbst der Wolf gilt in Polen ebenso gut wie in Ostpreußen bloß als Wechselwild, und nur dem Wildschwein, das während des Krieges sehr zugenommen hat, behagt der Zustand der polnischen Holzungen.

Das Stromgebiet der Weichsel verdient schon aus dem Grunde die Teilnahme der Pflanzengeographen, weil es von den Verbreitungsgrenzen so vieler Waldbäume berührt wird. Durch seinen äußersten Nordosten zieht, vom Samland kommend, die Nordostgrenze der Traubeneiche an Bialystok und Brest-Litowsk vorüber nach SSO. Im Samland und dann wieder östlich des oberen Bug schneidet sie sich mit der Rotbuchengrenze, die westlich vor Mawa die polnische Grenze überschreitet und südlich der mittleren Weichsel westwärts bis in die Gegend von Kalisch zurückfließt, um dann in mehr westöstlicher Richtung an Radom und Cholm vorüber zum Bug zu ziehen. So erfreut sich der NW und die ganze Südhälfte Polens noch dieses herrlichen Waldbaumes, auf den der größte Teil Ostpreußens schon verzichten muß. Dafür besitzt Ostpreußen in der Kottanne einen gewissen Ersatz, die wohl in Ostpreußen und in der Südhälfte Polens, nicht aber im nördlichen Polen vorkommt, wo die Niederschlagsmenge hinter ihren Anforderungen stellenweise weit zurückbleibt. Da auch die Weißtanne in unserem Erdraum etwa am 52° n. B. die Nordgrenze ihres natürlichen Vorkommens erreicht, so zeigen schon diese Angaben zur Genüge, daß das Übergangsgebiet zwischen Mittel- und Osteuropa in pflanzen- und forstbotanischer Hinsicht mindestens ebenso interessant ist wie in ethnographischer und politischer. Allerdings beziehen sich diese Angaben wohlgemerkt nur auf das natürliche Vorkommen der Bäume. Der Forstmann und Parkgärtner hat auch außerhalb des natürlichen Verbreitungsgebietes manchen Waldbaum in schönen Stücken und ganzen Schonungen her-

angezogen, keinen wohl so häufig wie die Rottanne, die auch dort in weiten Beständen herangeschult wird, wo sie ohne menschliche Unterstützung nicht fortkommen würde.

Die Eßkastanie suchen wir allerdings vergeblich in den Wäldern des Weichsellandes, und auch die Stechpalme bildet dort nicht mehr wie in den Wäldern des westlichen Deutschlands ihr immergrünes Unterholz, sonst gibt es aber wohl kaum eine Waldform Mitteleuropas, die der Pflanzengeograph auf der weiten Fläche zwischen Warthe und Nemel, Ostsee und Karpaten vergeblich suchte. Herrliche Haine hochstämmiger Rothbuchen schmücken die Berglehnen der pommerellischen Seenplatte, und derselbe Waldbaum bekleidet auch in Südpolen die steilen Hänge der tiefeingeschnittenen Erosionstäler, in denen die Nebenflüsse der Weichsel aus dem polnischen Mittelgebirge gen S streben. In den alten Weichstammenbeständen des Kreises Brzeziny könnte sich der Fremdling im Schwarzwald wähen, und die Fichtenwälder Litauens, in deren Schatten die eilende Rominte über blitzende Kiesel hinweghüpft, erinnern uns an ähnliche Bilder im Thüringer Waldgebirge. Hier bilden lichte Bestände hundertjähriger Stieleichen auf freiem Wiesenplan eine prächtige Parklandschaft, dort drängen sich Haseln und Weißbuchen unter den lichten Kiefern so eng zusammen, daß der Blick kaum meterweit in ihr Dickicht einzudringen vermag. Und wenige Kilometer von solchen Stätten entfernt dehnen sich vielleicht sandige Halden in endlose Fernen, wellige Sandflächen, auf denen mannshohe Wacholderbüsche, kuffelige Kiefern und windzerzauste Birkenbüsche verzweifelt um ihr Dasein ringen. Stellenweise könnte uns dieses Pflanzenkleid an die Holzvegetation der Lüneburger Haide erinnern, aber vergebens suchen wir nach dem rothblühenden Haidekraut. Das muß sich in diesem trockenen Lande in den Schatten des Kiefernwaldes flüchten; auf der freien Blöße würde es im Sonnenbrande gar bald in Staub zerfallen. Im

nördlichen Teil des Weichsellandes tragen auch die blauen Landseen viel zur Verschönerung der Waldlandschaft bei. Bald umrahmen hochstämmige Kiefern ihren stillen Spiegel, bald reihen sich dort grüne Erlen zu einer dichten Mauer zusammen, die nur da und dort dem Wanderer einen Blick auf die freie Weite des Wasserspiegels vergönnt. So könnte man über die Wälder unseres Übergangsgebietes ein dickes Buch schreiben, aber selbst diese Arbeit würde dem Landfremden nicht allzuviel nützen, wollten wir nicht eigens hervorheben, welche Waldformen für diesen Erdraum besonders bezeichnend sind. Das sind einmal die weiten Bestände der östlichen Kiefernform, die sich vor den westdeutschen Kiefern durch ihren schlanken Wuchs auszeichnet, der ihr ganz den Habitus der Fichte verleiht, und daneben anmutige Mischwälder aus Hainbuchen, Kiefern und Birken, deren landschaftliches Gepräge hauptsächlich durch die Hainbuchen bestimmt wird, so daß sie mehr dem Laubwalde gleichen als dem Nadelwalde. Als Baumarten, die dem Untergange verfallen zu sein scheinen, müssen wir noch die Eibe und die Lärche nennen. Als der größte Eibenbestand Westpreußens pflügt der Zisbusch in der Tucheler Haide angeführt zu werden, doch sind solche Eibenforste neuerdings auch fast in allen Teilen Kongresspolens bekannt geworden. Lärchenbestände gibt es gleichfalls in großer Zahl. Wenn die Mehrzahl von ihnen auf den forstbotanischen Karten westlich der Weichsel eingetragen ist, liegt das wohl nur daran, daß diese Teile des Landes besser bekannt sind als die östlichen.

Früher wurde die Sache nicht selten so dargestellt, als ob *Larix decidua* erst im achtzehnten Jahrhundert nach Mitteleuropa gekommen sei. Man erzählte dabei wohl, daß sich dort die Gärtner vergeblich bemüht hätten, die vermeintliche Zeder im Treibhaus fortzubringen. Von diesem Tatbestande kann nach dem Befunde in Polen, wo uralte Guts Häuser aus jahrhunderte alten Lärchenstämmen erbaut wor-

den sind, keine Rede sein. Vermutlich haben wir es bei diesem Baum nicht mit einem Neuling unserer Flora, sondern mit einer Art Relikt zu tun.

Wo in Deutschland der Wald gerodet wurde, trat an seine Stelle fast ausnahmslos sogleich auch schon das Nutzland. In Kongresspolen finden wir oft genug Gebiete, die nicht mehr Wald und doch auch noch nicht rechtes Nutzland sind. Höchstens dürften wir sie noch als kläglichste Hutungen bezeichnen.

Dennoch spielt in diesen Gebieten der Ackerbau bei der Ernährung der Bewohner die Hauptrolle, und abgesehen von den mageren Sandböden längs der ostpreussischen Grenze müssen wir Kongresspolen auch als recht fruchtbares Land bezeichnen. Nur dadurch wird es erklärlich, daß trotz aller kulturellen Rückständigkeit seine Bevölkerungsdichte weit größer ist als die des Baltischen Landrückens. Können wir doch von Thorn bis Lublin wandern, ohne jemals Landstriche mit so schütterer Bevölkerung zu berühren, wie sie zwischen Gnesen und Stolp die Regel ist. Trotz alledem dürfen wir aber getrost behaupten, daß die Landwirtschaft in diesen Gebieten noch fast allerorten in den Kinderschuhen steckt. Der Großgrundbesitzer machte sich wohl schon hier und da die neuesten Errungenschaften der einschlägigen Forschungen zunutze, aber der Bauer beharrte noch größtenteils bei den Gewohnheiten seiner Großeltern, sodaß er zumeist auch auf gutem Boden kaum halb so viel erzeugte als seine Volksgenossen in der Provinz Posen, welche von allen preussischen Provinzen bereits den meisten Kunstdünger einführte. Das fieberhafte Bestreben, dem heimischen Boden mit allen nur irgend möglichen Mitteln den denkbar höchsten Ertrag abzurufen, lag den Polen nur wenig. Auch dort, wo seine Dichter und Schriftsteller „die Alte und die Neue Zeit“ (siehe den berühmten Roman gleichen Namens) einander gegenüberstellen, hat der Leser letzten Endes doch die

Empfindung, daß sie bei aller Würdigung des modernen Strebens mit ihrem Herzen als Anwälte der früheren Geschlechter auftreten möchten, als ob sie in dem neuzeitlichen Gebahren eine Abkehr von echtpolnischer Art erblickten. Ohne daß sie darum träge gescholten werden dürften, hängen diese Slaven doch mehr an der breiten, behäbigen Art ihrer Ahnen. Eine Ausnahme von den geschilderten Verhältnissen bilden nur besonders fruchtbare Landstriche, wie die reichen Schwarzerdeböden in der Warschauer Gegend, die in Kongresspolen eine ähnliche Rolle spielen wie die Magdeburger Börde in Mitteldeutschland, das Lowitzer Gebiet an der Bzura und die Lößgegend im äußersten SO, die schon zur Schwarzerdezone der Ukraine gerechnet werden muß. Allerdings darf der polnische Bauer für diese Rückständigkeit nur bis zu einem gewissen Grade verantwortlich gemacht werden; die Hauptschuld daran tragen die unseligen wirtschaftlichen Verhältnisse, die ihn in der Regel an einen Zwergbesitz bannten, welcher ihm zum Sterben zu viel gab und zum Leben zu wenig. Mangelnde Bildung und gedrückte soziale Lage haben es verschuldet, daß der Bauer dem Boden nicht alles das abgewann, was er bei zielbewußter Arbeit wohl willig geliefert hätte. So vermiffen wir immer wieder am Bauernhaus den Obstgarten; nur hin und wieder baut man Zwetschgen und Sauerkirschen (nicht ohne guten Grund *W e i ß k i r s c h e n* genannt), aus deren Früchten der Landmann einen wohlschmeckenden und bekömmlichen Brantwein herstellt. Doch das alles spielt bereits zu sehr in das wirtschaftliche Leben hinein, mit dem wir uns später beschäftigen wollen.

Nach dem, was wir eben von der Pflanzenwelt dieses Erdraums gesagt haben, könnte ein nachdenklicher Leser schon manche Schlüsse auf seine Tierwelt ziehen, denn es ist klar, daß dort, wo die Verbreitungsgrenze eines wichtigen Waldbaums, wie z. B. der Rotbuche, verläuft, auch alle die Tiere zurückbleiben müssen, welche ausschließlich auf ihn als Nahrungsspender angewiesen sind.

Obgleich unser Gebiet, im ganzen betrachtet, ziemlich einförmig ist, finden sich darin doch Unterschiede genug, die sich in seiner Tierwelt widerspiegeln. Die Vogelwelt gartenreicher Siedelungen, wie etwa der schlesischen Hauptstadt, die schon an der Grenze dieses Übergangsgebiets liegt, trägt naturgemäß ein ganz anderes Gepräge als die der zwar menschenreichen, aber unheimeligen und laubarmen Industriestädte Polens, und die Flußtäler der Jura- und Lößzone, an deren Hängen prächtiger Buchenwald hinabsteigt, hallen von anderen Liedern wieder als die Haidewälder des Gouvernements Lomza, wo der Kurpe als echter Hinterwäldler in seinem schmuck gezimmerten Holzhaus wohnt.

Im allgemeinen ist grade das Weichselland ein gutes Beispiel dafür, daß geringe Kulturhöhe eines Landes durchaus nicht immer ein reiches Tierleben als eine den Naturfreund versöhnlich stimmende Folge dieses Mangels zu zeitigen braucht. Die stolzen Vertreter der Vorzeit sind verschwunden, und die Bewohner des Kulturlandes, alle die zahmeren Wildarten, welche der gebildeter Herr des Landes in seinen Forsten und Parkanlagen zu hegen pfllegt, haben noch immer nicht ihren Einzug gehalten. Selbst die Wisente des Bialowizzer Waldes lebten doch nur scheinbar in freier Wildbahn, das gewaltige Elch finden wir nur noch im äußersten NO, und auch darüber, ob der Wolf noch als Standwild dieser Stümpfe und Wälder bezeichnet werden darf, bestehen begründetste Zweifel.

Dabei hätte wohl so manches gerettet werden können, wenn schon vor zwei Menschenaltern ein vernünftiger Naturschutz eingesetzt hätte. Wo sind die Biber geblieben, deren Bauten noch zur Zeit unserer Großväter mit den Eischollen der Weichsel nach Westpreußen geschwemmt wurden, wo die Beutelmeise, die noch vor gar nicht allzulanger Zeit als Bewohner der polnischen Rohrkämpen galt? — So scheint auch heute noch die polnische Fauna zu ver-

armen, und vielleicht beruht es nur auf Täuschung, wenn man von einem Vordringen mancher Arten, wie des hellstimmigen Karminimpels, berichten möchte. Unserer Meinung nach handelt es sich auch in diesem Falle um ein Ueberbleibsel vergangener Zeiten, das sich noch dann und wann in seinem früheren Siedelungsgebiet sehen läßt. Stätten, wie sie grade dieser Vogel liebt, werden in den früher preussischen Gebieten unter der lässigen polnischen Verwaltung in Kürze wohl viel häufiger werden. Daß der Karminimpel sich diesen Wandel zunutze machen dürfte, liegt nahe, und doch könnte auch das unsere logische Beurteilung der Sachlage kaum beeinflussen. Manche Arten scheinen gleichzeitig von SO und SW in das Gebiet eingerückt zu sein. So z. B. der Girlitz, dessen westliche und östliche Form sich in diesem Erdraum treffen. Eigentümlich ist das vereinzelte Vorkommen der Gottesanbeterin, einer südlichen Heuschreckenform, in der Lodzer Gegend, wofür sich ein Gegenstück in dem Vorkommen derselben Art auf dem badischen Kaiserstuhl findet.

Unzweifelhaft verdient dieses Land die regste Teilnahme der Tiergeographen, weil es ein Übergangsgebiet darstellt, in dem sich boreale und meridionale, östliche und westliche Formen begegnen, wohnt doch hier der Schneehase wie die Gottesanbeterin, der Perlziesel wie die Rentierbreme. Immerhin ist vorläufig eine genaue Bestandsaufnahme wichtiger als eine zusammenfassende Behandlung des Stoffes, weil sonst die Gefahr besteht, daß der Stoff schon verwirrt wird, ehe er noch recht zusammengetragen worden ist. Auch in den neuesten Aufsätzen, welche die Tiergeographie dieses Erdraums behandeln, sind die Angaben über die Verbreitung mancher Arten, wie z. B. des Hausrotschwänzchens, ganz unzweifelhaft falsch.

Kapitel 4.

Die Landschaftsformen des Weichsellandes.

Wir wären wohl nicht ungerecht, wenn wir behaupteten, die Tatsache, daß die Landschaftsschilderung den wichtigsten Teil einer für weitere Kreise bestimmten Landeskunde bilde, sei vielen Erdkundigen noch nicht so recht zum Bewußtsein gekommen. Daß wir bei dieser Werthschätzung nicht übertreiben, wird jeder zugeben, der nach einem Buche greift, um sich klarere Vorstellungen von einem entlegenen Lande zu verschaffen. Sollen ihm doch die Schilderungen jenes Buches die sinnlichen Eindrücke ersetzen, so weit das schlechterdings möglich ist. Deshalb sollten sich auch die Gelehrten, deren Geist zu künstlerischer Gestaltung solcher Stoffe unfähig ist, auf landeskundliche Schilderungen nicht einlassen; bietet doch das weite Gebiet der Erdkunde Aufgaben genug, denen sie sich mit Nutzen widmen können.

Es versteht sich von selbst, daß ein Erdraum von der Ausdehnung dessen, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, eine große Fülle verschiedener Landschaften aufweist. Aber dennoch dürfen wir wohl behaupten, daß er im Vergleich zu weiter westlich gelegenen Theilen Westeuropas recht einförmig genannt werden kann. Vergleichen wir das Weichselgebiet etwa mit dem Weserland, so erkennen wir das schon auf den ersten Blick.

Der größte Teil des Weichsellandes wird von Ebenen eingenommen. Auch das Polnische Mittelgebirge ragt nur zu bescheidenen Höhen auf; ein guter Freund von mir, den

der Weltkrieg dorthin führte, schrieb nicht mit Unrecht von einem Viertelgebirge.

Wie jener Freund, klagten die meisten Kriegsteilnehmer, welche längere Zeit in Polen weilen mußten, über die Einförmigkeit des Landschaftsbildes. Man darf aber nicht vergessen, daß Leute in ihrer Lage sich leicht einer gewissen Übertreibung schuldig machen. Selbst im wechselreicheren Gebiet der Endmoränen nehmen die freundlicheren Landschaftsbilder zumeist nur einen kleinen Raum ein, und nur selten liegen sie dicht an der Heerstraße. Sogar die Rasse bei, den anmutigsten Teil unserer Seenplatten, könnte man auf staubigen Straßen durchwandern, ohne zu ahnen, daß wenige Kilometer von dem reizlosen Wege entfernt hier ein anmutiger Mühlenweiher im Schatten der Waldbäume träumt, dort ein schimmernder See von altem Hochwalde umhegt wird oder ein rasches Flüsschen den blinkenden Schmuck eines freundlichen Wiesentals bildet.

Grade die Reize einer Landschaft, wie sie die polnischen Ebenen zeigen, vermag nur der Einsame recht zu würdigen. Zu ihm redet auch diese Natur eine eindringliche Sprache, wenn am hellen Vorfrühlingsmorgen die ersten Lerchen über den noch wintersgrauen Fluren ihre lenzigen Lieder singen, im Hochsommer die Sonnenstrahlen durch die Lücken der hochgetürmten Gewitterwolken zu den goldenen Gebreiten des Kornes herniederfluten oder zur Winterzeit das Abendrot die schweigende Schneewüste rosig erglühen läßt.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, welch bedeutsamen Anteil die Werke des Kulturmenschen, laubreiche Chausseen, grünumhagte Dörfer und schimmernde Lusthäuser an dem malerischen Gepräge einer Landschaft gewinnen. So lieblich das Pradnittal schon an sich ist, so möchte es uns doch bei weitem nicht so anheimelnd erscheinen, wenn nicht über-

all schmucke Landhäuser zwischen dunkeln Waldkuffen zu dem grünen Wiesengrund hinabschauten und uns so auf Schritt und Tritt die Nachbarschaft der alten Kulturstätte Krakau zu Gemüth geführt würde. Sonst aber suchen wir in Polen nach solchen freundlichen Zeugen des Kulturlebens in der Regel vergeblich. Deshalb erscheint die polnische Landschaft dem Westeuropäer unentwickelt und rückständig, und ihr Genius gleicht einer hilflos trauernden Menschenseele, die auf Erlösung harret. Auch die Dörfer lösen sich kaum von den breit gelagerten Fluren los. Nur selten finden wir hochragende Herrenhäuser, deren spitze Giebel noch über die uralten Eichen des Parks hinwegschauen, seltener noch ansehnliche Dorfkirchen, deren schlanke Thürme weithin sichtbare Landmarken bilden. In langen Reihen ziehen sich die strohgedeckten Häuser an der Dorfstraße entlang, marschierenden Soldaten gleich, die alle in demselben Waffenrock stecken. Solchen Bildern merken wir es an, daß sich der Mensch hier noch nicht als der stolze Beherrscher der Naturkräfte fühlt. Er selbst wie seine Wohnstatt scheinen still und sich selbst genug, wie pflanzliche Gebilde, der fruchttragenden Erde entsprossen zu sein, die sie niemals aus ihrem Bann entläßt. Daß dem Sohne des Rheinlandes oder des sonnigen Mainfranken solche Landschaften öd und leer erscheinen, können wir wohl verstehen. Aber ebenso begreiflich dünkt es uns, daß sich einfache Menschenkinder mit starker, schier triebmäßiger Liebe an diese Erde schmiegen, und daß auch ein Sohn alten Kulturlandes diese Landschaftsbilder höher einschätzt, wenn er erst gesehen hat, wie das Wesen der verschiedenen Jahreszeiten sich auf diesem ernstern Hintergrunde großzügig und herzbewegend wieder spiegelt. Die meisten Bilder des Weichsellandes zeichnen sich durch Größe und Weiträumigkeit aus, mag es sich dabei um die Wolbromer Hochebene, um die Flächen zwischen den einzelnen Rücken des Mittelgebirges, um das breite Weichseltal oder um die

Ebenen der Mitte handeln. Wenn vor uns und hinter uns, rechts und links schattige Heerstraßen in die Weite strebten, hier und da schlanke Kirchtürme emporragten und blauer Duft um die Dächer naher Flecken und ferner Städte webte, müßte auch dies Gelände unseren Blick in die Ferne locken, so aber fehlen uns derlei Weiser, und die Gedanken, die von uns fortstrebten, kehren wegemüde zu der Seele des Wanderers zurück, seine Seele verstrickend in ein Netz stiller, entsagungsvoller Träume. Da begreift man wohl, daß der Sohn des polnischen Landes mit inniger Liebe an dieser endlosen und doch in sich gekehrten Weite hängt und keinen sehnlicheren Wunsch kennt als ein paar Joch ihres Ackerbodens sein eigen zu nennen.

Auf einen melancholischen Ton gestimmt sind auch die Landschaften des Mittelgebirges. Vergebens suchen wir dort nach Schroffen und Zacken, wie wir sie wohl in den lebhaften, abwechslungsreichen Tälern der Lößgebiete finden; nirgends heben und senken sich die Rämme in raschem, unstemem Wechsel. Wie lange, niedrige Wälle ziehen sich die begrünten Rücken dahin, getrennt von breiten Hochflächen, die sich der Pflug des Landmanns schon längst erobert hat. Und eine schwermütige Stimmung überkommt uns auch, wenn wir an Schiffes Bord die breite Weichsel hinabgleiten, die grotesken Lößbildungen der Ufer, die für ihren Oberlauf so bezeichnend sind, hinter uns zurückbleiben und sanftere Hänge dem breiten Stromtal folgen. Die Elemente der Landschaftsbilder sind im Grunde genommen beinahe dieselben wie an der preussischen Weichsel. Aber dort glänzen im Sonnenstrahl die Zinnen hochgetürmter Städte und wehrhafter Burgen, fühlen wir uns auf Schritt und Tritt in der Wohnstatt des Kulturmenschen. Hier in Polen hasten die eilenden Wellen oft genug an traurigen Ruinen vorüber, die uns von besseren Tagen der Vorzeit künden, und mag die sich selbst überlassene Wildnis der Altwasser- und

Sandbänke auch das Auge des Malers reizen, anheimelnd und wohnlich ist sie nicht.

Wie freundlich mutet uns in deutschen Landen auch die Kleinstadt an, ein Sitz des Behagens und trauter Vätersitte! Hier in Polen möchte Goethe vergeblich nach einem Gehäuse gesucht haben, in dem eine Dorothea ihr Heim und ein Werther eine sinnige Stätte für seiner Jugend Lust und Leid finden könnte. Wohl zeigen uns die meisten Flecken den Grundriß der deutschen Kolonialstädte, den geräumigen, viereckigen Marktplatz und die von seinen Ecken ausstrahlenden Straßen, aber fast immer schauen diese Siedlungen so aus, als wären sie erstarrt, ehe ihnen noch der Odem deutschen Lebens eingeblasen werden konnte, denn vergeblich suchen wir dort nach den wölbigen Schiffen der hochragenden Kirche, dem von Bürgerfinn und Bürgerstolz zeugenden Rathaus. So erscheinen denn diese Flecken in der Regel viel unwohnlicher als das abgelegene Walddorf der Kurpen mit den dreieckigen Giebeln, die allerlei geschnitzter Zierat schmückt oder die buntbemalten Wohnstätten der Lowiczzer Bauern, an denen der Kunsttrieb schlichter Menschen empfänglichen Ausdruck fand. Die Hauptbewohner der Städte, die Ostjuden, suchten zu allen Zeiten nur ein kümmerliches Obdach gegen Wind und Wetter und blieben sich dessen bewußt, daß anspruchsvollere Gebäude nur die Begehrlichkeit der slavischen Nachbarn reizen müßten, welche diese blutsfremden Händler trotz allen Hasses doch nicht entbehren konnten und ihnen immer wieder zum Bewußtsein brachten, daß ihr Kleinhandel nicht nur ein mühsames, sondern auch ein gefährliches Handwerk sei. So waren denn seine Friedhöfe die einzigen malerischen Stätten, um die der Ostjude die neue Heimat bereichern sollte. Erst um die Male der Gräber webte die leidvolle Poesie, die auch dem Dasein dieser Entrechteten zu eigen ist, und nicht selten treffen wir neben erbärmlichen Nestern Judenfriedhöfe, die vor einem Maler-

auge den Vergleich mit hochgepriesenen Zypressenhainen des Orients nicht zu scheuen brauchten.

Um so schärfer heben sich von der Rückständigkeit der Kleinstädte die glänzenden Schlösser und Kirchen der Hauptstadt ab, die manchen Kunsthistoriker reizten, die prangende Residenz der polnischen Könige in schmucken Sonderdarstellungen zu behandeln. Aber wohnte hier wirklich Polens Seele? Fand in den Prunkbauten der sächsischen Kurfürsten das Schönheitsempfinden der polnischen Volksseele einen ihrer Eigenart entsprechenden Ausdruck? — Wer hätte den Mut, diese Fragen zu bejahen! Der Alte Markt der Millionenstadt stimmt besser zu dem Weichselland als alle Schlösser der glänzenden Auguste, und auf diese Zeiten des Glanzes folgten Menschenalter der Dürftigkeit und des Mangels, da die städtischen Geldmittel kaum hinreichten, in der unendlichen Häuserwüste hier und da öffentliche Gärten als Lungen der Großstadt zu schaffen. Weit eher noch ist Lublin die rechte Hauptstadt des Weichsellandes, mit dessen Eigenart es sich wohl verträgt, daß kirchliche Bauten deren Hauptschmuck bilden.

Diese alte Siedelung ist wenigstens eine fertige Stadt. Von den Häuserhaufen der Industriegebiete darf man das nicht behaupten, und abgesehen davon, daß sie sich selber nicht zu in sich geschlossenen, harmonischen Stadtindividuen entwickeln konnten, verschandelten sie auch ihr natürliches Weichbild, indem die geldgewaltigen Unternehmer in einer unberührten Natur, in dem Reich schwermüthiger Kiefernhäiden und ärmlicher Kleinbauerndörfer, einen Wald von Schloten emporenwachsen ließen und über weklferne Halden ohne jede Rücksicht auf unser Schönheitsgefühl kasernenartige Fabrikanlagen verteilten. Auch im Rheinland und in Westfalen sind die waldigen Hügel durch die Schöpfungen des funkenfrohen Vulkan nicht grade verschönert worden, aber wir begnügen dort doch wenigstens inmitten der Siedelungen dem

Bestreben, die Wohnstätten der Arbeiter möglichst gefällig und anheimelnd einzurichten. In dem polnischen Industriegebiet hat man sich solche Gefühlseligkeit von vornherein geschenkt und die Tatsache, daß man vom Arbeiter nichts weiter wollte als seine physische Arbeitsleistung, durch keinerlei Schöntun zu bemänteln versucht.

In den meisten Teilen des Weichsellandes wird uns die Tatsache, daß wir in einem Bauernlande weilen, in einem Kleinbauernlande sogar, immer wieder zu Gemüte geführt, da wir im unbewaldeten Gebiet nur selten jene Linien aus dem Auge verlieren, wo die Pflugschar die nährende Erde rißte. Um so endlosere Ödländereien finden wir im NO, wo die Sandur- und Talsandgebiete das dürftige Kleid der Wacholderhaide tragen. Hier umfängt uns die Einsamkeit mit aller ihrer Macht. Nur des Steinschmähers kurze Weise tönt an unser Ohr, und wenn hoch droben der Wanderfalk durch die Lüfte stürmt, wünschen wir uns selber Flügel, um über das Dickicht der niedrigen Raddicksträucher hinweg in glücklichere, menschenreichere Fluren zu gelangen.

Ganz anders geartet sind jene Randgebiete des Weichsellandes, in denen der Deutsche eine Heimat gefunden hat und zeigen konnte, was zielbewusste Kulturarbeit auch in ästhetischer Hinsicht aus den teilweise so kargen Fluren des deutschen Nordostens zu machen vermöchte. Die landschaftliche Eigenart dieser Gebiete zu schildern, ist hier nicht mehr unsere Aufgabe. Gibt's doch der Hilfsmittel genug, die uns mit deren Reizen vertraut machen.

Kapitel 5.

Die Weltlage und Besiedelung des Weichsellandes.

a) Die Weltlage.

Am natürlichsten erschiene es wohl, der Schilderung der Pflanzen- und Tierwelt nun eine solche der menschlichen Bewohner anzureihen. Aber trotzdem dürfte es zweckmäßiger sein, zuerst auf die Weltlage des Gebietes einzugehen. Ist sie doch in mehr als einer Hinsicht die Voraussetzung für die eigentümliche Zusammensetzung der Bevölkerung. Manches, was bezüglich der Bewohner des Weichsellandes sonst ausführlich erklärt werden müßte, leuchtet dem, der sich mit der Weltlage dieses Erdraums vertraut gemacht hat, ganz von selber ein, und manche Erklärungen, die dem Leser vorher unverständlich geblieben wären, erscheinen ihm dann ganz klar und unzweideutig.

Auch in diesem Abschnitt ergibt sich das, was wir schon hinsichtlich der Pflanzen- und Tierwelt hervorhoben, daß wir es nämlich mit einem Übergangsgebiet zu tun haben, dessen Eigenart erst dann verständlich wird, wenn wir auch seinen Rahmen, seine Nachbarländer genau kennen lernen. Wäre doch auch eine genaue Kenntnis Belgiens ohne gründliches Studium seiner romanischen und germanischen Grenzlande ganz und gar ausgeschlossen. Das Land zwischen Oder und Memel stellt die Tür zwischen O. und W. dar, und mancher, der sich die Betrachtung der Landkarte etwas leicht machte, lief wohl Gefahr, sie für eine weithin geöffnete

Pforte zu halten. Das wäre aber ein verhängnisvoller Irrtum, der zu mißverständlicher Auffassung führen könnte.

Im S. bildet das eurasische Gebirge die Grenze unseres Gebietes, und zwar jener Teil, der durch den Einbruch des Wiener Beckens von den Alpen getrennt wurde. Dieses Gebirge schien die Menschen dazu bestimmen zu wollen, seinem Vorlande folgend nach NW. vorzudringen, ein Anreiz, dem sie um so williger nachgaben, weil das Vorland wirklich und fruchtbar ist.

An die Nordgrenze treibt die Ostsee ihre graugrünen Brandungswellen, ein Meer von verhältnismäßig geringer Größe. Trotz der Hafearmut mancher Küstenstreden ist sie als ein echtes Mittelmeer, eine rechte Kinderstube wegemütiger Seeleute zur Schiffahrt doch wohl geeignet. Und wie das Mittelmeer des Südens sah auch das Baltische Mittelmeer die Blütezeit seines Handels schon in frühen Tagen, ehe der Atlantische Ozean das kristallene Feld wurde, das die Schiffe der großen Handelsvölker pflügten, und ehe die Nordsee des Vorzugs so recht inne wurde, eine Bucht dieses von Segeln wimmelnden Weltmeeres zu bilden. Für die Söhne jener Westdeutschen, die zwischen Schelde und Elbe ihre hohe Kultur entwickelt hatten, wurde es eine lohnende Aufgabe, die Gestade des Baltischen Meeres durch gewinnbringenden Tauschhandel, in dem die ganze Überlegenheit der Geldwirtschaft über die Naturalwirtschaft zum Ausdruck kam, mit den Bedürfnissen einer vorgeschrittenen Zivilisation zu versorgen. So wurde die deutsche Ostseeküste bald von den Siedelungen der Hansen umrahmt. Aber der Blüte dieser mächtigen Gemeinschaft waren Grenzen gesetzt, die in den Dingen selber lagen. Im Verhältnis zu den Meeren des Westens war die Ostsee doch nur eine kleine Waschbütte, und was ehemals groß und glänzend erschienen war, zeigte seine Beschränkung, als auf dem Weltmeer zu-

kunftsreicheres Leben erblühte, für dessen Entwicklung sich noch keinerlei Grenzen bestimmen ließen.

So stellen die Nord- und Südgrenze, hier die steilen Waldhänge der Karpaten, dort das Ufer des Baltischen Meeres, zwei Linien dar, denen der Mensch bei seinem Vordringen folgte. Daß er es mit besonderer Vorliebe tat, liegt an der Beschaffenheit der dazwischen liegenden Gebiete.

Auf den ersten Blick scheinen diese Erdräume, die kaum irgendwo zu bedeutender Höhe ansteigen, auf denen noch vor kurzem der Kartenzeichner ohne viel Bedenken das Wort Tiefland mit möglichst großen Lettern eintrug, für Völkerwanderungen wie geschaffen. Wenn irgendwo, konnten hier Völker mit breiter Stirnfläche vordringen und einander hin und her schieben, je nachdem sich ihr Kräfteverhältnis änderte.

Das alles sieht und hört sich so selbstverständlich an, daß es dem Historiker, der sich mit diesen Fragen beschäftigen möchte, schier wie Schuppen von den Augen fällt. Aber leider erfolgten jene Feststellungen sehr übereilt. Was für Eigenschaften unsere Gebiete auch haben mögen, das Beiwort gangbar verdienen sie noch heute kaum, und in früheren Zeiten galt sicherlich das Gegenteil.

Doch wir wollen erst im einzelnen feststellen, wie falsch jene Vorstellungen sind. Muß die scharfe Begrenzung unseres Erdraums im N und S dem Betrachter der Landkarte schon im ersten Augenblick auffallen, so setzt er ebenso leicht voraus, daß im O und W solche Grenzen fehlen. Diese Annahme ist aber grundfalsch. Wo könnten wir eine schärfere Grenze entdecken als das große Polesie, die endlosen Sumpfgebiete am Pripet, die Süddeutschland an Ausdehnung nicht viel nachgeben! Eine ganz ähnliche Schranke bildeten vor Jahrhunderten auch die weiten Sumpfgebiete der Mark, die vom Spreewald bis zum Havelluch hinüberführen. Und nicht genug damit, daß die äußeren Grenzen so gut verwahrt wurden, bildete fast jedes in süd-nördlicher Richtung ver-

laufendes Flußthal inmitten unseres Gebiets eine weitere Schranke, während in den westöstlich verlaufenden Stromtälern nur der gangbare Straßen vermuten könnte, der sie niemals gesehen hat. Ihre Sohle bildeten von Altvassern durchflossene Sumpflandschaften, und an ihren Abhängen schuf der Wald so schöne und lückenlose Bestände wie nur irgendwo. Daher waren auch diese Urstromtäler alles andere eher als wegweisende Straßen.

Hier wie dort, im O wie im W, liegen die schwierigsten Hindernisse gerade in der Mitte, so daß eine ethnographische und machtpolitische Beeinflussung des Gebiets dort am schwierigsten war. Nördlich und südlich davon waren die Hindernisse doch leichter zu überwinden, wenn auch da noch allerlei Schranken bestehen mochten. Als ich noch Schüler war, erschien es mir immer schwer faßbar, warum dereinst die im unteren Weichsellende siedelnden Goten dem Druck ihrer von NO vorrückenden Gegner gerade in der Weise sollten nachgegeben haben, daß sie ausgerechnet nach SO auswichen. Nachdem mir die Bedeutung der Rokitnosümpfe klar geworden war, erblickte ich darin keinen Widerspruch mehr. Auch bei der Besiedlung von W her machte sich der Einfluß der zentralen Sumpfsgebiete lange genug geltend. Im S fänden wir hier das germanisierte Piastenland in Schlesien, im N den mächtigen Staat der Deutschordensritter, aber in der Mitte klaffte lange Zeit eine gähnende Lücke, wo die Germanisierung keine rechten Fortschritte machen wollte. Sollte der Erdkundige kein Recht haben, diese Entwicklung der Dinge zum guten Teil auch auf jene Bodenverhältnisse zurückzuführen? —

Auch sonst macht sich der Gebildete, der diese Dinge nicht eigens studiert hat, von dem Begriff der Völkerwanderung leicht eine falsche Vorstellung, weil er darin einen viel zu schnellen, heerzugartigen Vorgang erblicken möchte. In Wirklichkeit zählen aber Volksverschiebungen von der Art

zu den seltensten Ausnahmen, und für einen Erdraum von den soeben erst geschilderten Eigenschaften kommen sie erst recht nicht in Frage. Dort handelt es sich um Gebiete, in die fremde Elemente wohl langsam hineinsickern können; sie nach rascher Eroberung mit zahlreichen Städten und blühenden Dörfern zu besetzen, dürfte aber kaum möglich sein. Vieles, sehr vieles vollzieht sich bei solchen Vorgängen gewissermaßen unter der Bewußtseinschwelle, ohne daß es von Gelehrten vermerkt und gebucht wurde.

So erklärt denn gerade die physische Beschaffenheit unseres Gebietes zur Genüge, daß der Zug nach Westen hier nur verhältnismäßig schwach war, und daß die Germanen in die Lande zu beiden Seiten der Oder ohne allzu nachhaltigen Widerstand einrücken konnten, obgleich die Slaven doch sicherlich Zeit genug gehabt hätten, sich in ihnen einzurichten.

b) Der „Zug nach Westen“.

Es ist überhaupt ein eigenes Ding um diesen „Zug nach Westen“, der in den Vorstellungen der Geschichtsforscher eine so große Rolle spielt. Vor allem darf man nicht vergessen, daß in jedem Einzelfalle, wo er eine neue politische Bildung zur Folge habe, das neue Staatswesen eine so entschiedene Wehrstellung nach O einnehmen mußte, daß dem Zuge nach Westen für lange Zeit verwehrt wurde, sich weiter auszuwirken. Das Ergebnis der germanischen Beeinflussung Frankreichs war eine waffenstarrende Macht, die so entschieden gen O blickte, daß die Germanen ihre liebe Not hatten, dem rückläufigen Zuge nach O entgegenzuwirken. Gerade in diesen Tagen träumt man jenseits des Wasgauwaldes ja wieder einmal davon, den Rhein zur Grenze der beiden Staatsgebiete zu machen. Als die Germanen im Mittelalter bis weit über die Elbe zurückgegangen waren,

kamen Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär, und in Kurzem flatterte das schwarze Kreuz im weißen Felde auch schon von den Burgen am Memelstrom. Läge es nicht nahe, auch in dem Neupolen unserer Tage, in den slavischen Staatenbildungen an der Ostgrenze des mitteleuropäischen Germanentums Auswirkungen jenes Zuges nach Westen zu erblicken? Wohin rückte aber nur allzurash der Schwerpunkt dieser Staatenbildungen? — Nach Osten! Dort stehen die Heere Neupolens im Kampfe gegen den russischen Nachbar. Das alles sind Gedankengänge, die wir verfolgen müssen, wenn anders wir uns über solche allgemeinen Begriffe richtige Vorstellungen bilden wollen.

Könnte demzufolge von einer leichten Besiedelung unseres Gebietes keine Rede sein, so scheinen doch in einem vorzugsweise ebenen Lande gute Bedingungen für eine gleichmäßige Besiedelung geboten zu sein. Doch auch dieser Schein trügt. Die Endmoränenzüge, vor allem jene der Baltischen Seenplatten, kamen für eine dichte, gleichmäßige Besiedelung von vornherein nicht in Frage. Dazu ist dort der Boden viel zu karg, sind doch noch heute manche Landstriche trotz aller Bemühungen der preussischen Regierung beinahe unbewohnte Sandhalden geblieben. Ebenso schieden auch weite Sumpfländereien aus, deren Trockenlegung ein Zusammenfassen menschlicher Arbeitskräfte erheischt hätte, wie es auf ursprünglicheren Lebensstufen noch nicht erreichbar war, und zum Dritten setzten auch die großen Waldgebiete der Siedelung oft genug unüberwindliche Schranken. Zur energischen Rodung schritt man nur da, wo die Fruchtbarkeit des Bodens solche Arbeit besonders lohnend erscheinen ließ, und auch dort griff man die Waldgebiete in der Regel nur von außen her an, weil die Bewohner dieses Erdraums zur Waldweilersiedelung keine Lust zu haben pflegten. Eher zerlegte man schon die Riesenwälder durch lange Streifen Ackerflur in mehrere Teile, so daß die Pitka-

den Brasiliens auch hier im Oder- und Weichselgebiet ihresgleichen finden.

So wurde denn auch eine gleichmäßige Besiedelung mehr die Ausnahme als die Regel. Wir finden sie im westlichen Teile des polnischen Tieflandes, im westpreussischen Kulmerlande, auf mancher der flussumrahmten Posener Platten, kurz überall da, wo wirklich auf größeren Räumen einheitliche Siedelungsbedingungen gegeben waren, am wenigsten aber dort, wo die stärkste germanische Beeinflussung dieser Gebiete stattfand.

c) Die wichtigsten Siedlungsgebiete der Deutschen.

Wie wir schon erwähnten, erfolgte die Besetzung unseres Erdraums mit deutschen Kolonisten nicht etwa in der Weise, daß sie mit gleichmäßiger Stirnlinie in breiter Front nach O vordrangen. Schon in jener weit zurückliegenden Zeit äußerte das Meer allzu mächtig seine völkerverbindende Kraft. Unzweifelhaft ist der allergrößte Teil der bäuerlichen Siedler zu Lande in den Osten gezogen, aber trotz alledem waren und blieben die feuchten Pfade des Meeres noch auf lange Zeit hinaus die stärksten Nervenbahnen, welche das Neuland mit der alten Heimat verbanden, und die Handelsstädte wurden die wichtigsten Mittelpunkte des Deutschtums, wobei im S. Krakau in vieler Hinsicht dieselbe Rolle spielte, wie Danzig im Norden. Zu allem übrigen kam noch hinzu, daß die Uferländereien der Flüsse, an deren Mündung die wichtigsten Handelsstädte entstanden waren, auch dem Ackermann und Viehzüchter die besten Bedingungen für ihre Tätigkeit boten. Die Folge davon war die, daß das Deutschtum nach O zu weder mit scharfer Grenze gegen das slavische Siedlungsgebiet abgesetzt ist, noch auch, allmählich schwächer und schwächer wer-

dend, im Slaventum verschwindet. Es entstand vielmehr ein eigentümlich gitteriges Gefüge, indem zwischen den Streifen mit fast rein deutscher Bevölkerung slavische Siedlungsstreifen erhalten blieben, wobei die deutschen Siedlungsgebiete, je weiter wir nach O gehen, um so weniger tief nach S reichen. Dieser Umstand läßt sich leicht erklären. Je weiter wir nach O vordringen, desto mehr streben die Süd- und Nordgrenze unseres Gebiets, hier die Meeresküste, dort der Gebirgsfaum, auseinander, so daß die Breite des Landes mit jedem Längengrad gewaltig anschwillt. Das umgekehrte Verhältnis wäre aber für die Eindeutschung dieses Erdraums weit günstiger gewesen, denn je mehr sich die Kolonisten von der alten Heimat entfernten, desto geringer wurden naturgemäß ihre Spannkraft und Leistungsfähigkeit. Diesen Voraussetzungen entspricht auch das Ergebnis ihrer Tätigkeit. Das Odertal, das der alten Heimat am nächsten lag, ist bis in den äußersten Süden völlig eingedeutscht, so daß noch in der schlesischen Tieflandsbucht ein deutsches Siedlungszentrum von der Volkszahl und kulturellen Bedeutung des Breslauer Gaus entstehen konnte. Östlich des Odertals finden wir, entsprechend dem von uns hervorgehobenen gitterigen Gefüge der Völkerverteilung, wieder einen slavischen Siedlungsstreifen, der in seinem nördlichen Teil bis etwa zur Breite von Posen durch eine starke Abnahme der Bevölkerungsdichte gekennzeichnet ist. Jenseits dieser Gittersprosse erreichen wir den deutschen Siedlungsstreifen im Weichseltal, doch genügte hier die wirtschaftliche und politische Kraft des Deutschtums nicht mehr, längs des Flusses vorzudringen und wie im Odertal eine deutsche Brücke vom Meer zum Fels zu schlagen. Thorn wurde das südlichste Bollwerk des deutschen Kulturlandes. Die Gittersprosse, welche das Weichseltal von dem deutschen Siedlungsgebiet am Pregel-Njemen scheidet, ist lange nicht so stark und breit, wie die westlich der Weichsel gelegenen, aber

dennoch verschloße sich der den Thatfachen, welcher ihr Vorhandensein gänzlich leugnen wollte, weil der deutsche Einfluß und die Zahl der deutschen Bewohner in diesem Raum lehtthin stark zugenommen hatten. Das Kulmerland ist ur-altes polnisches Siedelungsgebiet. Schon vor der Ankunft des deutschen Ritterordens hatte der slavische Landmann in dem fruchtbaren Gau fast alle Wälder gerodet und Dorf neben Dorf gesetzt, wobei es jedoch ebensowenig wie sonst irgendwo im Polenlande zur Entwicklung bedeutsamer städtischer Mittelpunkte gekommen war, so daß dieses Land etwa das Gepräge Cujaviens oder des Lowitzer Gaues tragen möchte. Nach N zu waren aber die Polen im Stuhmer Lande so weit vorgedrungen, daß man von ihrem zusammenhängenden Siedelungsgebiete noch den schlanken Turm der Marienburger Schloßkirche erblicken konnte.

Das Siedelungsgebiet am Pregel und an der Memel hat sich unter ganz anderen Voraussetzungen entwickelt. Fürs erste haben wir es hier, abgesehen von dem wirtschaftlich völlig negativen Steilufer des Samlandes, mit einer Saßküste zu tun, an der die Bedingungen für das Aufkommen großer Handelsstädte weit schlechter waren als an der Weichselmündung, und zum anderen folgen die Flüsse, die hier münden, den Parallelkreisen und nicht den Meridianen. Diese Thatfachen dürfen wir nicht vergessen, wenn wir feststellen, daß dieses Siedelungsgebiet abweichend von den übrigen eine mehr rundliche Form besitzt.

In Kongreßpolen wäre die Stellung der Deutschen zweifellos eine ganz andere, wenn nicht die Städtefeindschaft des Adels alles das zuschanden gemacht hätte, was durch die deutsch- und bürgerfreundliche Politik der Päpsten geschaffen worden war. Ob aber die kolonisatorische Kraft der Deutschen ausgereicht hätte, das Land schlechthin einzu-deutschen, muß doch als offene Frage gelten. Der Deutsche ging damals durchaus nicht in der Absicht in die Fremde,

dort weite Flächen ausschließlich mit seinen Blutsverwandten und Sprachgenossen zu besetzen. Wo das wirklich geschah, ergab es sich mehr von selbst, als daß es das zäh erstrebte Ziel einer eindeutschenden Tätigkeit gewesen wäre. Die deutschen Einwanderer verfolgten in der Fremde, die ihnen eine neue Heimat werden sollte, ihre wirtschaftlichen Vorteile und blieben in den neugegründeten Städten zumeist unter sich, weil die Slaven als Söhne eines noch recht dünn siedelnden Bauernvolkes wenig Neigung verspürten, ihre Lebenshaltung zu ändern und sich hinter städtischen Mauern niederzulassen. Um die slavische Bevölkerung, die abseits vom hellen Licht seiner wirtschaftlichen Arbeitsräume sozusagen im Schatten wohnte, kümmerte sich der deutsche Einwanderer herzlich wenig. Hätte man sich dem deutschen Bewohner des Weichseltals mit dem Anfinnen genähert, doch eifriger für die Eindeutschung des Kassubischen Berglandes zu sorgen, so wäre ihm dafür alles und jedes Verständnis von vornherein völlig abgegangen.

Zumeist werden auf den ethnographischen Karten Polens die überwiegend deutschen Gemeinden einzeln eingetragen, wodurch dann die Karte innerhalb des Weichselbogens beinahe das Aussehen eines Siebes gewinnt. Praktischer ist jenes Verfahren, das auch P r ä s e n t in seinem hübschen Beitrag zum Handbuch von Polen wählt, wobei der Prozentsatz der Deutschen an der Bevölkerung der einzelnen Kreise festgestellt wird.

Ehe wir uns jedoch den Verhältnissen in Kongresspolen zuwenden, wollen wir noch einige Zeit bei den deutschen Siedlungsgebieten im Norden verweilen, vor allem bei den Deutschen der westpreussischen Weichselgaue, die durch den Frieden von Versailles vom deutschen Reiche getrennt worden sind.

Trotz des deutschen Sprachgebiets im Baltenslande spielt das Deutschtum im Pregel-Weichselgau in der Haupt-

sache die Rolle eines äußersten Vorpostens, und auch das Deutschtum im oberen Odertal, so gewaltig es sich entwickelt hat, vermochte nach Osten zu wenig Kräfte auszustrahlen, da die Grenzkreise hier überwiegend polnisch waren. Der waldige Landrücken äußerte infolgedessen eine sehr starke trennende Wirkung, die bei dem schon an und für sich beinahe luftdichten Abschluß der Grenzen des russischen Kaiserreichs nicht so leicht überwunden werden konnte.

Eine ganze andere Rolle fiel dem Deutschtum in dem unteren Weichseltal zu. Da dies Gebiet auch deshalb unserer besonderen Teilnahme sicher ist, weil es durch den Versailler Frieden von dem preussischen Staate abgetrennt und größtenteils den Polen zugesprochen worden ist, tun wir gut, uns an dieser Stelle ausführlicher mit ihm zu beschäftigen.

Zunächst sollten wir uns die Tatsache einprägen, daß die Deutschen im unteren Weichselgau von dem Hauptblock des deutschen Volkes sehr entschieden getrennt sind. Gerade westlich vom Weichselufer ziehen sich polnische Siedelungen von dem Tal der Neke bis zum Lebassee dahin, die nur zwischen Danzig und Lauenburg im Neustädter Paß von einem schmalen Streifen deutschen Sprachgebiets engpaßartig durchschnitten werden. Eine ähnliche, allerdings nicht ganz lückenlose Verbindung besteht auch bei Bromberg im Nehetal. So schmal nun auch dieser slavische Siedlungsstreifen westlich der Weichsel sein mag, so ist doch seine trennende Kraft recht groß, da er nach W zu nicht etwa an dicht besiedelte deutsche Gebiete stößt, sondern an die ärmlichen Sandhalden und Heidewälder Hinterpommerns, die zu den am dünnsten bevölkerten Teilen unseres Vaterlandes gehören. Erst wenn wir diese durchquert haben, gelangen wir im Gebiete der untersten Oder wieder in dicht bevölkerte Landschaften, die eine höhere kulturelle Spannung aufweisen. Nicht ganz so schlimm wie in dem nördlichen Teil, aber doch

auch nicht viel besser, sieht es hinsichtlich dieser Dinge in der Bromberger Gegend aus. Weniger entschieden ist die Abgrenzung des deutschen Weichselgaaues nach O zu, so daß man in Versuchung kommen könnte, dieses Land schlechthin für den westlichen Teil des deutschen Siedlungsgebietes in der alten Provinz Preußen zu halten. Nun müssen wir zwar zugeben, daß der slavische Siedlungsstreifen, welcher den Weichselgau von dem mitteldeutschen Sprachgebiet des Ermlandes trennt, nur schmal und lückenreich ist, doch ziehen gerade hier Seen, Sümpfe und Wälder eine recht entschiedene Scheidewand zwischen hüben und drüben. Menschenleere Wälder schwingen sich in einem sanften, nach W offenen Bogen von der Thorner Gegend bis ans Frische Haff, und weite Seen, wie der Geserich und der von Sumpfland umgebene Drausensee, tragen hier noch das ihre dazu bei, O und W energisch zu trennen. Im äußersten N aber schwellen die Moränenhügel in der Elbinger Höhe zu einem wirklichen kleinen Gebirge empor, in dessen labyrinthischen Waldtälern sich nur der Einheimische zurechtfindet, und das sogar den Nordexpresz zwingt, ihm bescheidenlich in einem weiten Bogen auszuweichen. Unter diesen Umständen mußten sich die Bewohner des unteren Weichseltals zu einem eigenartigen, nur sich selbst gleichen Menschenschlag entwickeln, und wenn der Wohnraum dieses deutschen Stammes auch nur klein ist, ersetzen die von dem deutschen Ritterorden mit gewaltigen Kosten und bewundernswerter Zähigkeit eingedeichten Weichselniederungen doch schon durch ihre Fruchtbarkeit, was ihnen an Ausdehnung gebricht. Hier und nicht in Ostpreußen lag das Herzland des Ordensstaates. Hier in Westpreußen erblühten unter seinem starken Schutze der weltliche Adel des Landes und die reichen Städte zu jener Macht, die sie in den Stand setzten, das widerwillig getragene Joch der Weißmäntel abzuschütteln. Sie tauschten es gegen die Herrschaft des Polenkönigs ein, die ihnen ge-

wissermaßen nach dem Grundsatz „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit“ viel leichter erscheinen mochte. Die Polenkönige erwiesen sich dann aber als völlig unfähig, die Kulturarbeit eines Winrich von Knipprode fortzusetzen, und das ist erklärlich, da die energielose Naturalwirtschaft in den weiten Ebenen an der mittleren Weichsel mit dem so viel fortgeschritteneren Ordenslande in kultureller Hinsicht rein nichts gemeinsam hatte.

Schon oben führten wir des längeren aus, wie wirksam der deutsche Weichselgau von dem Hauptblock des Deutschland im W getrennt ist. Bei einer näheren Betrachtung der Dinge wird sich dieser Eindruck noch vertiefen. Das Verdienst, das Weichseltal mit den westlichen Teilen Norddeutschlands verbunden zu haben, erwarb sich erst Friedrich der Große, der tatkräftige Erbauer des Bromberger Kanals. Erst dadurch wurde die Möglichkeit geschaffen, daß sich in dem Gebiet der sandigen Heidewälder, die von der Tucheler Heide aus längs der Brahe und Weichsel gen SO streben, die große Siedelung Bromberg entwickelte, die in den letzten Jahren vor dem Weltkriege eigentlich schon die Bedeutung einer Großstadt besessen hat.

Unter diesen Umständen wäre es völlig verkehrt, anzunehmen, der Hauptort des deutschen Weichselgaus, die hochgetürmte Hansestadt Danzig, sei deshalb so weit nach W zu entstanden, weil man die Nähe der deutschen Volksgenossen jenseits des wald- und seenreichen Kassubenlandes gesucht habe. Solche Berechnungen spielten bei dem Ausbau des großen Weichselhafens sicherlich gar keine Rolle. Ganz abgesehen davon, daß sich Dinge der Art, so sehr der Erdkundige bei ihnen auch nach klarer Zwecksetzung suchen mag, in der Regel unter der Bewußtseinschwelle abspielen, kam in der Nähe der Weichselmündungen schlechterdings nur dieser Platz zur Gründung einer größeren Hafenstadt in Frage. Nur dieser stille Winkel an der Mündung der Motflau bot

einigermaßen Sicherheit vor den Gefahren des Eisganges, ohne dabei die Nachteile aufzuweisen, welche den Hafshäfen aus der geringen Tiefe dieser Strandseen und der langen Dauer ihrer Eisbedeckung erwachsen.

Wer in Danzig geboren und groß geworden ist, der weiß auch, daß diese Stadt ihre Front nicht etwa gegen W kehrt, sondern daß wir das „Danziger Deutschland“ östlich und südlich der alten Hansestadt suchen müssen. Die Gegend westlich von Danzig ist dagegen eine Art „Wildwest“. Schon als Quartaner und Tertianer spähten wir neugierig in dieses Rätselland hinein, wenn wir der Berenter Chaussée bis hinter Kowall gefolgt waren, wo sie eine Erdwelle übersteigt. Von deren flachem Rücken ist dem Wanderer eine weite Aussicht auf die breite Mulde vergönnt, deren tieffte Stelle das schluchtartig eingesenkte Tal der Radaune einnimmt, deren eilende Wellen von jenem Punkte aus allerdings noch nicht zu sehen sind. Wanderten wir als frische Sekundaner und Primaner weit über diese Furche hinaus nach Karthaus und Mariensee, empfanden wir stets etwas von jener Wildweststimmung, die uns vollständig fehlte, wenn es nach S und O zu in die grasreichen Tristen des Stranddeltas hineinging, wo uns auf Schritt und Tritt Zeugnisse der deutschen Kultur begegneten.

So mutete es den alteingesessenen Danziger komisch genug an, als er erfuhr, es sollte quer durch Westpreußen ein polnischer Korridor bis zur Ostsee geschaffen werden; das Hauptwort war vom Standpunkt des Erdkundigen gar nicht so übel, denn einen Korridor hatte das Weichseltal ja schon immer vorgestellt. Nur war es grundverkehrt, wenn man ihn als polnischen Korridor bezeichnete, denn längs der Weichsel und in der fruchtbaren Schwemmlandebene des Deltas saßen von jeher deutsche Ansiedler. Gerade in den Weichselstädten hatte ja das Bürgertum deutschen Stammes die trostlosen Zeiten der polnischen Herrschaft

noch am besten überdauert, und das rechte Wahrzeichen dieses sogenannten polnischen Korridors ist die hochgetürmte Marienburg, der Hochmeisteritz des deutschen Ritterordens. Erst durch die gewaltigen Deichbauten längs des Stromes, dies ehrfurchtgebietende Zeugnis deutscher Arbeitskraft, war ja den Menschen die Möglichkeit geboten worden, sich hier niederzulassen. Und nun sollte dieser Gau auf einmal ein polnischer Korridor werden! Nach der Ansicht des Erdkundigen zog sich der einen Tagemarsch weiter nach W von der Neze zur Ostsee hinüber, dort, wo das Nadelmeer der Tucheler Heide rauscht, der Turmberg sich im blauen Ostfritzeespiegeln und in der rauschenden Leba die Forelle in dem Strudeloch hinter dem Findlingsblock auf Beute lauert, beschattet von den weit ausholenden Ästen der dunkellaubigen Erlen.

Allerdings wäre mit der Abtretung dieses Landstrichs, der den Namen eines polnischen Korridors besser verdient, den Polen wenig gedient gewesen, da er, wie schon aus den früheren Betrachtungen hervorging, mehr einem Zaun oder einer Mauer gleicht als einem Gebiet des Übergangs und der Vermittlung. Um so größer ist dagegen der Wert des Weichseltals gerade für unser Volkstum. Wohl gibt es wertvolle deutsche Siedlungsgebiete auch in der Provinz Posen, ja selbst in Kongresspolen, aber verglichen mit der Bedeutung des Deutschtums im Weichselgau haben sie doch nur wenig zu bedeuten. Die Frage, ob die Deutschen im Weichselgau durchhalten werden, ist die Schicksalsfrage der ganzen deutschen Ostmark. Davon hängt nicht nur die Zukunft Ostpreußens ab, hier muß sich auch entscheiden, welche wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung das Deutschtum in Neupolen haben soll.

In zweifacher Hinsicht stellt dieser voll- und städtereiche Gau eine Brücke dar. Einmal verbindet er Ostpreußen mit dem deutschen Reich, und zum zweiten die weiten Gebiete

an der oberen Weichsel und dem Zug mit dem Gestade der Ostsee. Sollte das Deutschtum in diesem Herzlande des Ordensstaates, das schon einmal mehr als drei Jahrhunderte polnischer Herrschaft überdauert hat, den Leiden der Zeit erliegen, so hätte auch die Schicksalsstunde Ostpreußens geschlagen. Es gliche einem von dem Rumpf eines Organismus getrennten Gliede, das besten Falles noch für kurze Zeit ein wesenloses Scheindasein führen kann.

Nicht geringer ist die Bedeutung dieser Landschaft in der anderen Hinsicht. Die Redensart, daß Polen bei der Lage seines Gebiets nach dem Besitz eines Stückes der Ostseeküste streben müsse, hört sich ja sehr einleuchtend an, doch darf man bei richtiger Würdigung seiner Geschichte mit diesen Worten heileibe keinen anderen Sinn verbinden als einen rein politischen. In Wirklichkeit waren die kulturellen und wirtschaftlichen Spannungen, die vom eigentlichen Deutschland her von dieser Küste längs des gewaltigen Stromes in das Binnenland hinein strebten, zu allen Seiten sehr viel stärker als die gleichartigen Spannungen, die vom Binnenlande ausgingen; und zwar gilt das nicht nur von unserem Erdraum, sondern auch noch von den baltischen Provinzen Rußlands. Kaum irgendwo sind hier die alten Bewohner des Landes in ein näheres Verhältnis zum Meere getreten, auf dem sich der Deutsche schon so früh heimisch fühlte. So flutet denn auch längs der Weichsel ein starker Strom deutscher Kulturarbeit flussaufwärts, und dort, wo deutsche Hände dereinst die wehrhaften Komtureien der Kreuzritter emporgetürmt hatten, entstanden in neuerer Zeit volkreiche Städte, deren Wahrzeichen oft genug ein Wald von Fabrikschloten wurde. Und zwar handelt es sich hier um wirkliche Städte mit einem gebildeten Mittelstande und einer organischen Schichtung der Bevölkerung, nicht, wie in den raumgewaltigen Häuserhaufen des polnischen Industriegebiets, die wir noch genauer kennen lernen werden, um bloße Ansiedelungen von Fabrikarbeitern.

Über die Zukunftsaussichten dieses deutschen Gau'es bestimmte Aussagen zu machen, ist wie alles Wahrsagen eine schwere Kunst. Sich leichtthin mit der Tatsache zu trösten, daß unser Volkstum im Weichsellande schon einmal Jahrhundert polnischer Herrschaft überdauert hat, geht wohl kaum an, da mittlerweile auch der polnische Nachbar manche wirtschaftlichen Fortschritte gemacht hat. Aber wenn wir auch besorgen müssen, daß das Deutschtum an der ungetheilten Weichsel wesentlich geschwächt und beeinträchtigt wird, so dürfen wir doch wohl des Glaubens leben, daß die Deutschen im Stromdelta und dessen blühende Hauptstadt alle Anfechtungen überdauern werden. Das Volkstum der Stadt, in der ein Hevelius dem Sternenhimmel seine Geheimnisse abdrang, ein Chodowiedki den Griffel führte und Robert Reinick und Joseph von Eichendorff den tiefsten Gefühlen der deutschen Seele innigen Ausdruck liehen, stellt noch bis heute eine gewaltige Macht dar, der das gesamte Polenvolk nichts Ebenbürtiges an die Seite stellen könnte. Wohl siederten auch nach Danzig beständig slavische Volksbestandteile, aber weit davon entfernt, die Einwohnerschaft der reichen Stadt zu verpolen, bereicherte dieser Vorgang unser großes Vaterland nur um einen neuen, eigenartigen Volksschlag, in dem sich Stärke und Weichheit, praktischer Erwerbssinn und slavische Versommenheit in einer Weise mit einander verbanden, wie wir es in dem herben, nordischen Lande kaum erwarten sollten. Und dieser Eigenart des Volksschlages entspricht das Gepräge seiner Heimat nur allzugut; scheint doch dort, wo sich die Buchenhöhen Pommerellens zur Danziger Bucht hinabschwingen, wo jenseits des fruchtbaren Stromdeltas die tiefeingeschnittenen Täler der Elbinger Waldberge den Wanderer an Deutschlands grünes Herz, das liebliche Thüringen erinnern, noch einmal wärmeres Licht und eine südlichere Sonne aufzuleuchten.

Um das farbechte Deutschtum der alten Hansestadt so recht zu erkennen, brauchen wir sie nur mit der Stadt Posen zu vergleichen. Auch Posen wurde in der letzten Zeit von den Schriftstellern immer wieder als deutsche Stadt bezeichnet. Sie stützten sich dabei auf die Tatsache, daß die Deutschen den Polen an Zahl schon recht nahe gekommen waren und im Wirtschaftsleben und in allen kulturellen Beziehungen die Hauptrolle spielten. Wer hatte die prächtigsten Gebäude der Stadt aufgeführt? Wer hatte die größten Fabriken geschaffen? Wer gab in Wissenschaft und Kunst den Ton an? Wer bezahlte die meisten Steuern? Die Antwort auf alle diese Fragen lautete: Der Deutsche! Und doch wurde man in Posen den Eindruck nicht los, daß dieser Deutsche von außen gekommen sei, daß er auf dem Wege, sich im Schatten des alten Domes eine neue Heimat zu gründen, das Ziel doch noch nicht ganz erreicht habe. In Danzig verhält sich das alles gegensätzlich. Hier ist der Deutsche einheimisch, wirkt der Pole als landfremder Zuzügler. Mögen sich in Zoppot die polnischen Badegäste noch so zahlreich drängen, selbst bei ihrem Anblick werden wir das Gefühl nicht los, sie gehörten dort eigentlich ebenso wenig hin wie der Zigeunertrupp in ein Werderdorf, wo die breitschultrigen Werderbauern das schwarzhaarige Volk wie Kinder einer anderen Welt bestaunen!

Für sich betrachten müssen wir auch die dritte Großstadt dieses Überganglandes, das handelsreiche, gewerbetätige Bromberg. Wie Danzig ist auch Bromberg letzten Endes eine rein deutsche Gründung, denn als der Nezedistrikt 1772 an Preußen fiel, wohnten in den ärmlichen Hütten der kümmerlichen Landstadt noch lange nicht tausend Menschen. Und doch dürfen wir die Ähnlichkeit der großen Binnenhandelsstadt mit Danzig beileibe nicht überschätzen. Einmal liegt Bromberg in einer verhältnismäßig doch nur kleinen deutschen Sprachinsel. Die Stadt ist auf deren Grunde

wohl errichtet, wird aber durch weit in die Ferne reichende Beziehungen, durch Arbeitsleistungen, die recht entlegenen Gebieten zugutekommen, mit Lebenssäften versorgt, und ein großer Teil ihrer Gewerbetreibenden besteht daher auch aus Zugereisten. Zum andern blickt die aufblühende Siedelung auf eine nur sehr kurze Geschichte zurück. Dieser Zeitraum genügte nicht, in der Stadt am Brabe-Neßekanal einen so eigenartigen Volksstamm entstehen und zu reifer Kraft erwachsen zu lassen, wie er uns im Weichbilde der Danziger Marienkirche begegnet. Nach menschlichem Ermessen dürfte auch in Bromberg die Zukunft des Deutschtums weit mehr gefährdet sein als in dem blühenden Gau an der Weichselmündung, von dessen Sicherung auch für die Zukunft unseres Volkes ungleich mehr abhängt.

Wenn der Deutsche im Reich die blutsverwandten Bewohner des untern Weichsellandes und die des Pregelgaaues kurzerhand als *einen* Menschenschlag, als Preußen, bezeichnet, so unterschätzt er die Vielseitigkeit und mannigfaltige Ausprägung dieser Volksgenossen. Ebenso sind auch die im Irrtum, welche des Glaubens leben, der echte, rechte Preuße sei der Ostpreuße, neben dem man den Westpreußen gewissermaßen als Halbpreußen bezeichnen müsse. Schon die deutschen Westpreußen darf man nicht über einen Kamm scheren; wer nur die geistig beweglichen, in der Regel ziemlich wortgewandten Danziger kennt, wird die breiten, schwerfälligen Werderaner, die mit den Worten wie mit Goldstücken haushalten, kaum für deren nächste Nachbarn halten. Nur dann, wenn wir bei den Westpreußen bloß an die Danziger denken, hat die Ansicht jener Leute eine gewisse Berechtigung, welche im Ostpreußen das männliche, im Westpreußen das weibliche Element des Preußentums erblicken möchten.

Auch die deutschen Söhne Ostpreußens sind nicht von einerlei Art. Dem vierschrotigen Landmann des Pregel-

gaus, dem nüchternen, zähen und zielbewußten Königsberger steht der weichere Sohn des Ermlandes gegenüber, dessen mitteldeutscher Dialekt uns an die gemüthlichen Bewohner des Schlesiens erinnert. Und wie unter den deutschen Bauern der Weichselniederungen die erst später eingewanderten Mennoniten für sich gewürdigt werden müssen, so heben sich von den niederdeutschen Ostpreußen die Nachkommen jener evangelischen Salzburger ab, die vor zweihundert Jahren ihre schöne Alpenheimat verließen, um ihrem unerbittlichen Peiniger, dem Salzburger Erzbischof Firmian, zu entgehen. Doch merkwürdig genug, obgleich hier wie dort die Väter dieser Kolonisten aus religiösen, also idealen Gründen den Staub ihrer früheren Heimat von den Füßen schüttelten, lernen wir in deren Enkeln ein Geschlecht kühler, nüchterner Geschäftsleute kennen, die für die Güter dieser Welt durchaus nicht unempfänglich sind, sodas ihre weltlichen Bibeln, die Geschäftsbücher, nicht eben vernachlässigt werden und die deutschen Nachbarn diese späteren Zuzügler nicht selten wegen ihres allzu regen Geschäftssinns anschwärzen und verlästern wollen.

Die Bedeutung des ostpreussischen Deutschtums ergibt sich schon aus der räumlichen Ausdehnung seines Gebiets, das in der Hinsicht der Heimat der Blamen nichts und jener der Schwaben und Thüringer nur wenig nachgibt. Können wir den deutschen Weichselgau billigerweise mit einem starken Brückenpfeiler unseres Volkstums vergleichen, so müssen wir das Deutschtum in Ostpreußen schon als einen gehörig ausgebauten Brückenkopf gelten lassen. Eine harte, an Leiden und Schicksalsschlägen überreiche Geschichte, ein Boden, der nur zähem Fleiß lohnende Ernten spendet, hat hier einen kernhaften, tatkräftigen Volksschlag erwachsen lassen, der dem heiteren Franken, dem höflichen Obersachsen allerdings als ein gar urweltliches Geschlecht erscheinen mag. Auf den harten Daseinskampf mag auch die kritische Art des

Ostpreußen zurückzuführen sein, doch hat sie nichts von der zeretzenden Gehässigkeit der großen Kritiker der Aufklärungszeit, sondern behält stets ein positives Ziel im Auge, wie wir das bei dem größten Sohne Ostpreußens, dem Philosophen Kant, am besten verfolgen können. Es wäre falsch, wollte man von einem so weichen Lyriker, wie Max v. Schenkendorff, dessen Wiege an der Memel stand, irgendwelche verallgemeinernde Schlüsse auf seine Landsleute machen. Im allgemeinen ist es ein derbes, verstandesklares Geschlecht, und seinen Dichtern liegt das Epos mehr als die Lyrik. Aber auch bei den Ostpreußen bewährt sich die alte Erfahrung, daß solchen Stämmen, deren Söhne als rechte Männer durchs Leben gehen, die echten Frauen nicht fehlen. Überraschend groß ist die Zahl bedeutender Dichterinnen, die uns dieser entlegene Gau in dem letzten Menschenalter geschenkt hat. Mochte einer Johanna Ambrosius noch jene Gottesgabe des Lyrikers verlagt sein, tiefste Seelenstimmungen schier wortlos hinzuhauchen, so fand Frieda Jung für manche Menschenlust und manches Menschenleid knappen, herzbelegenden Ausdruck, und einer Agnes Miegel glückte es, uns in ihren reifsten Schöpfungen, wie der ahndevollen „Maimacht“, die tiefste Seele ihrer schönen Heimat zu offenbaren.

Mag der Ostpreuze auf den ersten Blick auch scharf und schroff und ablehnend erscheinen, so ist es seiner tüchtigen Art, die durch werbende Taten eindrucksvoller wirkt als durch schellenlaute Worte, im Laufe der letzten Menschenalter doch gelungen, einen großen Teil der nichtdeutschen Nachbarn einzudeutschen. Wir sprechen hier ebensowohl von den Litauern wie von den Masuren. Seit den Tagen, da sich ein Herder und Chamisso für die stimmungsvollen Volkslieder (Dainos) der Litauer begeisterten, waren diese hurtigen Rossesummler so ziemlich in Vergessenheit geraten, um so mehr, als sie wenig von sich reden machten und nicht, wie die Polen, beständig die Lärmtrommel politischer An-

sprüche rührten. Höchstens wußte man aus der Geschichtsstunde etwas von Yorks tapferen Reitern, denen nach manchem scharfen Hiebe der Einzug in Paris versagt blieb, weil schneidige Hiebe und stürmische Beiwachten ihre Monturen zerfezt und zerschliffen hatten. Nach deren Vorbild dachte man sich die Litauer wohl als ein Geschlecht hinterwälderischer Titanen, Männer des stürmenden Muts und der wortkargen Tat. Und doch war dieses Urteil so falsch wie nur möglich. Das körperlich so robuste Volk hat die Seele eines Weibes, und wenn seine Säger die Saiten rühren, beben sie wieder von süßer Schwermut. Auch in politischer Hinsicht waren diese Menschen allezeit Dilettanten des Lebens, und nicht lange nachdem Witolds Reitergeschwader Jagiellos Thron durch siegreiche Kämpfe gegen die Kreuzritter gefestigt hatten, hätten sie sich auch schon aller politischen Selbständigkeit zugunsten der polnischen Nachbarn entäußert.

Ebenso muß der Deutsche im Reich hinsichtlich der Masuren gründlich umlernen. Eine der hübschesten Schilderungen der deutschen Ostmark, die aus der Feder des Danziger Geographen und Mathematikers Ohlert stammt, findet sich in dem Spanerschen Sammelwerk „Unser deutsches Land und Volk“. In diesem Buch, das vor wenig mehr als einem Menschenalter entstanden ist, können wir nachlesen, wie man in Masuren die Säuglinge mit Kartoffelschnaps aufpäppelte. Unter den verfaulten Strohdächern erbärmlicher Hütten suchte sich ein bettelhaftes Geschlecht beim Branntwein über das Elend dieses Jammertals hinwegzutäuschen, und selbst seine Geistlichen reizten durch die Unkultur und Schalkhaftigkeit von Naturburschen den fremden Gast mehr zum Lächeln als zur Andacht.

Wer heute mit solchen Vorstellungen nach Masuren käme, würde sich arg enttäuscht sehen und bald zugeben müssen, daß es mitten in Deutschland ärmlichere Striche

gibt als dieses waldgrüne Land, wo allerorten im Rahmen hochwipfeliger Kiefernaine weiter Seen blaue Spiegel aufleuchten. Längst hat der Fleiß die Armut verscheucht und schlichte Bildung urväterische Roheit vertrieben. Wie staunte man in Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus, als dies slavische Volk am Abstimmungstage einem einzelnen Manne gleich bekannte: „Was wir heute sind, haben die Deutschen aus uns gemacht; mit ihnen wollen wir auch fürderhin Schulter an Schulter stehen.“

Es wäre falsch, wollte man die Tatsache, daß sich die Masuren zu den Deutschen halten, einzig und allein darauf zurückführen, daß sie protestantischen Glaubens sind, konnten sich doch in den schwersten Tagen der letzten Jahre gerade die höchsten Geistlichen der polnischen Protestanten in übereifrigen Versicherungen ihrer polnischen Vaterlandsliebe gar nicht genug tun. Der Umstand, daß die wald- und sumpfreichen Gebiete am Narew zwischen den Masuren Ostpreußens und ihren südlichen Stammesbrüdern eine wirksame Grenze ziehen, mag für deren völkische und politische Entwicklung nicht ohne Bedeutung gewesen sein; entscheidend für ihre Haltung in der Abstimmungszeit war aber doch der Umstand, daß sie von den deutschen Nachbarn mit unwiderstehlicher Kraft in deren Wirtschafts- und Kulturleben hineingezogen waren, so daß die Trennung für den Wohlstand und die kulturelle Stellung der preußischen Masuren die schlimmsten Folgen hätte zeitigen müssen.

Selbstverständlich sind die politischen Veränderungen, die sich durch den Verjailler Frieden in diesem Erdraum vollzogen haben, für die deutschen Gaue im Norden des Weichsellandes von einschneidender Bedeutung. Vor dem Weltkriege verfolgte die preußische Regierung das Ziel, die deutsche Ostmark möglichst zu germanisieren, ohne dabei auf die wirtschaftlichen und völkischen Verhältnisse des Weichsellandes jenseits der schwarzweißen Grenzpfähle irgendwelche

Rücksicht zu nehmen. Wo die russische Grenze verlief, war die Welt mit Brettern vernagelt. Sich für die deutschen Ansiedler in Kongresspolen irgendwie ins Zeug zu legen, hatte man in Berlin um so weniger Neigung, als man dort wohl kaum mit der Möglichkeit rechnete, das russische Riesereich könne in Trümmer gehen. Wer hätte dort auch nur mit der Vorstellung gespielt, aus den russischen Weichselgouvernements, welche mittlerweile zur Werkstätt und Webstube Großrußlands und Sibiriens geworden waren, würde über Nacht ein selbständiger polnischer Staat entstehen, der seinen polnischen und deutschen Untertanen ganz neue wirtschaftliche Aufgaben stellen müßte. Nur durch diese Voraussetzungen wird es erklärlich, daß die Deutschen am baltischen Strande so wenig mit dem polnischen Hinterlande zu rechnen pflegten, daß es — wir dürfen das wohl ohne Übertreibung sagen — für ihr Bewußtsein so gut wie gar nicht vorhanden war. So trieb man denn auch in den höheren Schulen Preußens und Posen's Heimatkunde in einer völlig atomistischen Weise. Vom wissenschaftlichen Standpunkt möchten wir das kaum für möglich halten, hätten wir dabei nicht selber bis zum Weltkriege mitgemacht. Erst da begann uns die Erkenntnis zu dämmern, wie töricht es gewesen sei, von dem weiten Erdraum, der sich auf der Wandkarte Deutschlands südöstlich der preußischen Grenze dehnt, bisher so wenig Notiz genommen zu haben.

Erst als ungeheure Entscheidungen, denen sich der einzelne wohl oder übel beugen mußte, die politischen Grenzen in unserem Gebiet ganz und gar verschoben hatten, gelangten wir allmählich zu der Erkenntnis, das Weichselloand sei so etwas wie eine biologische Einheit, und man könne die natürlichen und völkischen Verhältnisse des Küstenlandes am Baltischen Meere unmöglich begreifen, ohne sich auch mit den natürlichen, völkischen und wirtschaftlichen Bedingungen

des polnischen Hinterlandes vertraut zu machen. Erst heutzutage gelangt der Danziger zu dem Bewußtsein, daß in einer Danziger Heimatskunde auch noch die polnischen Ebenen und das Vorland der Karpaten eine Rolle spielen, erst in unseren Tagen ward es den Ostpreußen klar, daß es Vogelfraußwissenschaft sei, wollte man bei einer heimatkundlichen Behandlung Ostpreußens nicht auch die Umwelt dieser Provinz in ihren wesentlichsten Zügen kennen lernen. Mag man sich zu der politischen Entwicklung stellen wie man will, augenblicklich müssen wir doch mit der Tatsache rechnen, daß die Deutschen des Weichselgaus, nächst den Volksgenossen im Pregelgau der stärkste Block deutscher Siedelung im Osten, entweder dem Polenreich einverleibt worden sind oder doch zu ihm in sehr nahe Beziehungen traten. Dadurch sind politische und wirtschaftliche Beziehungen geschaffen worden, die sich mit dem provinziellen Partikularismus, der vor dem Jahre 1914 herrschte, nicht mehr vereinigen lassen. Der Staat, in dem die in Polen ansässigen Deutschen wirken und arbeiten sollen, dehnt sich vom Fels zum Meer. Daher gilt es, in ihnen das Bewußtsein von der physischen Einheit und Einheitlichkeit des Weichsellandes zu wecken, eine Aufgabe, der auch dieses Büchlein dienen soll. Können doch die deutschen Untertanen des Polenstaates nur dann eine rechte Vorstellung von den wirtschaftlichen Möglichkeiten dieses Erdraums gewinnen, wenn sie seine natürliche Ausstattung genauer kennen lernen. Der hysterische Haß, mit dem die Polen noch heute den Deutschen entgegenreten, wird sicher bald vernünftigeren Erwägungen Platz machen, denn die Tatsachen sind stärker als die Menschen. Mögen die Gäste von der Seine in den Warschauer Salons noch so schöne Reden über die Zivilisation und das französische Drama seit Molière halten, wenn es gilt, die polnischen Wälder aus ärmlicherer Hutung in schulgerechte Forsten zu verwandeln, die weiten Grasländereien längs der

verwahrlosten Flüsse durch Vorflut und Regulierung des Flußbettes in saftige Wiesen zu verwandeln und den Schiffen einen sicheren Weg bis in das Herz des Landes zu bahnen, wird man die Hilfe der Deutschen nicht entbehren können. Der Deutsche ist allezeit nicht nur ein Mann des Schwertes gewesen. Ebenso gut wie die blinkende Wehr fügen sich in seine Hand der Lenkstab des Pfluges und das Werkzeug des Handwerkers. Die Zeiten, da die deutsche Arbeit auch in Polen wieder Früchte trägt, werden schneller kommen als die meisten von uns ahnen. Der aber hilft dies Werk aufs beste vorbereiten, der die Deutschen in der alten Heimat mit den Fluren zwischen der Ostsee und den Karpaten vertrauter macht. War es nicht geradezu lächerlich, daß man bisher in der deutschen Ostmark von dem slavischen Hinterlande nichts weiter zu sagen wußte als ein paar allgemeine Redensarten, und daß solche Stätten, an denen Zehntausende deutscher Arbeiter jahraus, jahrein am Webstuhl und Ambos wirkten, die Deutschen in der alten Heimat viel weniger kümmerten als die Spielhöllen Monakos und die Tanzsäle des Moulin rouge? Solange wir es uns nicht angelegen sein lassen, diese Grenzlande kennen zu lernen und die neue Wissenschaft in unseren Herzen zu bewegen, sind alle Redensarten von der deutschen Mission im Osten, so grandios sie auch klingen mögen, doch nichts weiter als leere schellenlaute Worte, die einem Gebildeten zur Unehre gereichen müssen.

Alles in allem eigneten sich die Deutschen des Weichselgaus, namentlich die Bewohner seiner regen Handelsstädte, viel besser für die Aufgabe, zwischen West und Ost, zwischen der Welt der Deutschen und Slaven, zu vermitteln, als die spröderen, selbstgenügsamen Ostpreußen. Aber auch die Ostpreußen hätten diese Eigenschaften nicht in solchem Maße entwickeln können, wäre nicht ihre Heimat durch die russische Grenzsperre, welche von den Bodenverhältnissen

noch wirksam unterstützt wurde, auf allen Seiten wie mit Brettern vernagelt gewesen. So ward denn diese Provinz ein Außenwerk, ein Bollwerk, aber keine Brücke wie der Weichselgau, der dieser Aufgabe in früheren Jahrhunderten, als man aus Polen noch keine russischen Weichselgouvernements gemacht hatte, sehr viel besser dienen konnte.

d) Polen als Zwischenland.

Durch die politischen Maßnahmen Rußlands wurde auch dem Kernlande Polens seine Aufgabe, der Vermittlung zwischen dem Abendlande und dem Moskowitereich zu dienen, gründlich erschwert und in vieler Beziehung ganz unmöglich gemacht. Aber auch schon vorher hatten die Polen die ihnen vom Schicksal gestellte Aufgabe arg verkannt, und anstatt ihr zu dienen, gerade im entgegengesetzten Sinne gewirkt, so daß der grobschlächtige Riese Peter gezwungen wurde, sich in Petersburg ein Ausfallstor nach Europa zu schaffen und die Kaiserin Katharina planvoll daran gehen mußte, ein politisches Gebilde zu zertrümmern, das, anstatt als Brücke zu dienen, lieber die Rolle einer chinesischen Mauer spielen wollte.

Wir sprachen schon oben von dem sogenannten „Zug nach Westen“ und hoben einige Einschränkungen hervor, die notwendigerweise gemacht werden müssen, wenn man diesen allgemeinen Begriff gelten lassen will. An dieser Stelle müssen wir darin noch weitergehen und die Rückläufigkeit der Kultureinflüsse besonders betonen. Wohl zeigten die Völker Europas im allgemeinen das Bestreben, westwärts vorzudringen, doch da jede neue Völkervelle hinsichtlich des Kulturbesitzes der ihr Angehörigen hinter der letzten zurückstand, vollzog sich nördlich der Alpen der Gang der Kultur in entgegengesetzter Richtung wie in den Mittelmeerländern. Hier pflegten die kulturellen Einflüsse ost-westlich gerichtete

Bahnen einzuhalten und trotz aller römischen Waffenerfolge mußte der italienische Schriftsteller einräumen, daß die besiegten Enkel der Hellenen dem siegreichen Rom Gesetze gegeben hätten. Nördlich der Alpen vermittelten die besiegten Kelten den germanischen Siegern in Landwirtschaft und Handfertigkeit mancherlei Kenntnisse, und ebenso wurden später die Germanen zu Lehrern der Slaven. Daß diese Verhältnisse sich auch in neuerer Zeit nicht geändert haben, wird jedem einleuchten, der durch die deutschen Fürstenschlösser gewandert ist, welche im 18. Jahrhundert entstanden sind, oder in Petersburg und Moskau die raumgewaltigen deutschen Schulanstalten besucht hat, welche selbst auf deutscher Erde kaum ihresgleichen hatten. Die ganze Naturanlage der Slaven, ihre mehr empfängliche und nachformende als eigenen Maßstäben und Zielen nachstrebende Art schien den Deutschen von vornherein zu ihrem Lehrer und Führer bestimmt zu haben. Dazu kam noch, daß die Lage Polens namentlich nach der Eindeutschung des Küstenlandes nicht derart war, daß schon die natürlichen Begünstigungen das Entstehen einer bodenwüchsigigen Kultur veranlaßt hätten, die stark genug gewesen wäre, sich selbst zu behaupten und noch anderen von ihrem Kulturbesitz mitzuteilen. Auch dieser Erdraum macht keine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz, daß die kulturelle Entwicklung der Völker nördlich des eurasischen Gebirges sozusagen rückläufig, von W nach O vor sich ging. Wohl schien Polen dadurch die Bestimmung empfangen zu haben, die weiten Ebenen Osteuropas in den europäischen Kulturkreis hineinzuziehen, aber, wie die Dinge lagen, war die unumgängliche Voraussetzung dazu doch die Befruchtung durch den germanischen Geist. Auch ohnedem ist es den Polen gelungen, eine große Zahl ihrer Volksgenossen in Litauen, Westrußland und der Ukraine mit reichem Besitz auszustatten, aber die kulturellen Einflüsse, welche von diesem Stande polnischer Grundbesitzer aus-

gingen, können gar nicht gering genug eingeschätzt werden. Besten Falles handelte es sich um Auswirkungen einer rein äußerlichen Gesellschaftskultur, durch die nirgends die Geister tiefer, klüger und leistungsfähiger gemacht werden konnten.

Es möchte vielleicht jemand einwenden, die Deutschen seien doch eigentlich sehr anspruchsvoll, von den Grenznachbarn zu verlangen, sie sollten sich damit begnügen, schlechthin als Negativ zu der scharf ausgeprägten Wesensart des westlichen Nachbarn zu dienen. Es sei doch nur allzu verständlich, daß jedes Volk sein eigenes Gepräge als kostbarsten Besitz zu erhalten suche. Aber leider drechselte ein Sachwalter, der mit diesen Entschuldigungsgründen käme, nur Phrasen, denn abgesehen davon, daß dem kulturell Unterlegenen solche Gedankengänge fern zu liegen pflegen, handelte es sich bei der Abwehr des deutschen Einflusses im Weichsellande nur um die selbstsüchtigen politischen Ziele eines einzelnen Standes, der seine Sonderrechte auf Kosten der Volksgemeinschaft und des Staates zu verfechten suchte.

Als unser Volk zur Staufenzzeit den folgenschweren Schritt von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft getan hatte, die Ausnutzung des Bodens weit zweckmäßiger geworden war und die ganze Volkswirtschaft festere Grundlagen gewonnen hatte, füllte sich der Raum zwischen Maas und Elbe rasch mit Menschen, und die Enkel jener Deutschen, die sich gegen die Slavenpolitik Heinrichs II. so ablehnend verhalten hatten, sangen ihr wagemutiges Lied: „Nach Ostland wollen wir reiten!“

Auch nach Polen ergoß sich der Strom deutscher Ansiedler. Ob ihre Kraft dazu ausgereicht hätte, so fern der alten Heimat das weite Land zwischen der Ostsee und den Karpaten, das sich noch dazu gen O rasch verbreitert, völlig einzudeutschen, darüber läßt sich streiten. Wir wollen sogar zugeben, daß dies nicht sehr wahrscheinlich ist. Hätte jedoch die Entwicklung ihren ruhigen Fortgang genommen, so wäre

das mittlere Weichselland in ähnlicher Weise mit Städten deutschen Rechts besetzt worden, wie etwa die Mark und das Schlesierland. Aber leider sollte der Gang der Dinge nicht diesen Weg einschlagen. Da der Adel fürchtete, Polens Könige könnten an einem freien, kapitalkräftigen Bürgertum eine starke Stütze finden, ruhte er nicht eher, als bis die Bürger ihrer Vorrechte beraubt waren. Infolgedessen blieben bürgerliche Ansiedler deutschen Geblüts nunmehr den polnischen Landen fern, und während weiter westlich, wo der alte deutsche Rechtsfuß, daß Stadtluft frei mache, seine Geltung hatte, hohe Dome und Rathhäuser auf wohlbewehrte Städte hinabschauten, entstanden in Polen nur kümmerliche Nester, die kaum den Namen von Marktsteden verdienten. Will man sich über diese Verhältnisse in der angenehmvollen Weise belehren lassen, so braucht man nur in dem geistvollen Buche des Grafen Rzewuski: Pan Severin Soplica die Abschnitte zu lesen, in denen erzählt wird, wie der Fürst Radziwill einkaufen fährt. Romantiker aller Art mochten an der glänzenden Erscheinung und dem ritterlichen Wesen der polnischen Adligen Gefallen finden, der Geschichtschreiber muß gerade in diesem Stande, der die Entwicklung des polnischen Bürgertums hintertrieb und die Bauern zu rechtlosen Fronknechten herabwürdigte, den böswilligen Verderber seines Vaterlandes erblicken. Um sich darüber klar zu werden, was es auch in rein geistiger Hinsicht für ein Volk besagen will, wenn in seinem sozialen Gefüge der Bürgerstand fehlt, braucht man sich nur einmal zu vergegenwärtigen, was der Bürgerstand im deutschen Geistesleben bedeutet hat.

Allerdings müssen wir wohl zugeben, daß dem polnischen Adel die Unterdrückung des Bürgerstandes schon dadurch erleichtert wurde, daß die Bodenform des mittleren Weichsellandes der Entfaltung reicheren städtischen Lebens nicht günstig war. Nicht ohne innere Berechtigung könnten

wir behaupten, die Städte bedeuteten im Gelände etwas Ähnliches wie in der Sprache die scharfen Akzente stark betonter Vokale. Weite, ausdruckslose Ebenen sind nicht nach dem Geschmack des Bürgers; wenn irgend möglich, siedelt er sich dort an, wo ein Höhenzug, ein Berg ihren eintönigen Fluß unterbricht. Wer da glauben wollte, daß die Bürger sich ihre Hochstätten, ihre Akropolen nur um der militärischen Sicherung ausgesucht hätten, rechnet nicht mit dem unbewußten Streben, wichtige Siedelungen auch äußerlich in der verschwimmenden Weite zu kennzeichnen. Auch die Ufer mächtiger Ströme, die endlose Ebenen durchziehen, pflegen sich nicht durch Städtereichtum auszuzeichnen. Solange sie in völlig kulturlosem Lande, wie etwa im nördlichen Sibirien, schlechterdings die einzigen Richtlinien des Verkehrs darstellen, liegen wohl an ihrem Ufer primitive Siedelungen. Wenn aber dieser Kulturabschnitt überwunden ist, richtet sich der Städtegründer nach ganz anderen Gesichtspunkten. Grundverschieden ist das dort, wo ein Fluß Gebirgsländer durchzieht, die der Kultur schon längst eine Stätte boten. Hier reihen sich, wie an der mittleren Elbe, der Saale, dem Neckar und dem Main, stattliche Siedelungen zu glänzenden Perlenschnüren. Die starken Richtlinien der Landschaft, Meeresküsten und Gebirgshänge laden die städtischen Siedler ein, die endlose Weite binnenländischer Ebenen muß schon ganz besondere Begünstigungen aufweisen, wenn sie sich zu städtereichen Gebieten entwickeln sollen. So ist es denn auch kein Zufall, daß sich in unserem Gebiete die ansehnlichsten Siedelungen im Küstenraum und im Vorlande der Karpathen aneinanderreihen und dazwischen eine große Lücke gähnt. Pflegt es doch auch in überseeischen Kolonialgebieten der gemäßigten Zone nicht wesentlich anders zu sein. Erst in neuester Zeit, als das Dampfroß die Entfernungen mordete, hörte der Siedler auf, so stark akzentuierte Lagen für seine Städtegründungen auszufuchen. Auch

an diese Dinge sollte man denken, wenn man sich die Städtearmut Polens erklären will.

Immer wieder wurde in den kritischen Zeiten des Weltkrieges betont, Polen gehöre seiner ganzen Natur nach zu Westeuropa. Selbstverständlich sind die im Recht, welche betonen, daß die Polen in den römischen, die Russen dagegen in den byzantinischen Bannkreis hineingehören, doch geht man wohl etwas zu weit, wenn man daraus kurzerhand jenen bedeutsamen Schluß zieht. Bleiben doch trotz alledem noch genug Unterschiede zwischen Polen und Westeuropa übrig. Schlechthin zu behaupten, in einem Lande ohne Bürgerstand atme man die Luft des westeuropäischen Kulturkreises, wird sicherlich niemand wagen, der sich darüber klar wurde, was dieser Stand für Deutschland, Frankreich und England bedeutet hat. Können wir uns den ganzen Dunkelfreis mitteleuropäischer Kultur ohne den deutschen Bürgerstand der Reformationszeit, ohne einen John Hampdon und den tiers état der Französischen Revolution überhaupt noch vorstellen? — Daß jene Polen, die sich eine höhere Bildung aneigneten, auf westeuropäische Kulturelemente angewiesen waren, wird niemand bestreiten wollen, doch keimte diese Bildung nicht wie in Westeuropa in dunkeln Tiefen des eigenen Volkstums, sondern glich mehr äußerlich angehefteten, außer Landes erworbenen Zieraten, die eine ziemlich wesenlose Zutat sein und bleiben mußten. Auch bezüglich erdkundiger Dinge kann gar nicht genug davor gewarnt werden, scheinbar einleuchtende Schlagworte beständig im Munde zu führen, ohne solch billige Ware vorher von allen Seiten gehörig geprüft zu haben. Daß Polen durch das römisch-katholische Glaubensbekenntnis seiner Bewohner Westeuropa genähert wurde, ist wohl begrifflich richtig, doch dürfen wir daraus beileibe nicht allzuviel praktische Folgerungen ziehen. Vergeffen wir doch nicht, daß dieses Übergangsland zur Brücke zwischen Mittel- und Osteuropa bestimmt war. Diese Auf-

gabe wurde Polen aber gerade durch das katholische Bekenntnis seiner Bewohner gewaltig erschwert. Dieses schuf nach beiden Seiten hin, hier nach dem protestantischen Norddeutschland, dort nach dem byzantinisch-orthodoxen Rußland, Wesensunterschiede und zeitigte Mißtrauen, um so mehr, als man, mangels einer wirklichen nationalen Bildung, lange Zeit hindurch in der Konfession eines der bedeutsamsten nationalen Merkmale erblicken wollte.

Mit dem deutschen Bürger wäre der königliche Kaufmann in das Land gekommen und damit einer der erfolgreichsten Brückenbauer zwischen den Völkern, welche die Kulturgeschichte kennt. Wohl glückte es dem eigensüchtigen Adel, diese mächtigen Kulturträger fernzuhalten, aber da er selber nicht in der Lage war, jenen Warenhandel zu vermitteln, ohne den auch ein wirtschaftlich so rückständiges Land nicht bestehen konnte, kamen als trauriger Ersatz für die deutschen Kaufleute, denen wir in den Städten des Küstenlandes begegnen, die Ostjuden in hellen Haufen in die polnischen Gaue. Ihrer wurden so viele, daß der Wettbewerb zwischen ihnen die Waren unverhältnismäßig verteuern mußte, ohne daß sie sich doch aus den Tiefen proletarischen Daseins emporringen konnten. Unfähig, dem Wirtschaftsvolke irgendwelche kulturelle Güter zu vermitteln, blieben sie Fremdlinge in dem Volke, dessen Gott nicht ihr Gott war, und dessen Blut nicht in ihren Adern floss. Dafür waren sie allerdings auch nicht imstande, die allmächtige Stellung des Adels irgendwie zu beeinträchtigen.

Unter diesen Verhältnissen muß es schier wundernehmen, daß es trotz alledem starken Persönlichkeiten unter den polnischen Wahlkönigen gelang, nach außen hin den Ansprüchen des Staates Geltung zu verschaffen. Da sie aber naturgemäß nur Ausnahmen bildeten und zwar Ausnahmen, die sehr wenig nach dem Sinn des ausschlaggebenden Standes waren, mußte das Erstarken des östlichen Nachbar-

staates, durch das dessen politischer Schwerpunkt den Grenzen des zwar weiten, aber großzelligen und spannungslosen Polenreiches genähert wurde, auch dessen Verhängnis bedeuten. Es war doch mehr als reine Eroberungslust, was eine Katharina II. veranlaßte, planvoll auf den Untergang des Nachbarreiches hinzuarbeiten. Mochten noch so starke nationalistische Empfindungen der Politik jenes verschlagenen Rohlings entgegenwirken, der Holland an die Niewa verpflanzen und seine Steppenbauern zu Matrosen umodeln wollte, das Streben Rußlands, Anschluß an Mitteleuropa zu gewinnen, ließ sich seit Peter dem Großen nicht mehr unterdrücken. Da aber Polen nach der Art und Bildungsstufe seiner Bewohner unfähig war, den Vermittler zu spielen, mußte man jenen Staat niederreißen, der dort nur chinesische Mauer spielen mochte, wo die Nachbarn eine Brücke brauchten.

Auch heute täten Polens Staatsmänner gut daran, sich einmal die Frage vorzulegen, warum wohl die Zwischenstaaten des Westens, Länder wie Holland und Belgien, als nützliche Glieder der europäischen Staatengesellschaft anerkannt werden. Wer die europäische Wirtschaftsgeschichte kennt, möchte um die rechte Antwort auf diese Frage nicht verlegen sein. Auch an der östlichen Grenze Mitteleuropas dürften einem Staate, dessen Bürger den guten Willen und das redliche Streben haben, eine kulturelle und wirtschaftliche Brücke zwischen hüben und drüben zu schlagen, große und lohnende Aufgaben zum Besten unseres ganzen Erdteils nicht fehlen. Ein Zwischenstaat, der von solchen Aufgaben nichts wissen will, wird aber auch in Zukunft nur als unerträgliche Schranke empfunden werden. Ob es nicht doch praktischer wäre, den deutschen Wirtschaftler mit seiner kulturellen Schulung und seinen wirtschaftlichen Erfahrungen in das Leben Neupolens einzuschalten, als sich auf die Hilfe des französischen Bundesgenossen zu verlassen, der im Grunde genom-

men doch nur daran denkt, Schlachtfelder der Zukunft mit den östlichen Alliierten „auszustatten (équiper)“? Deren Eignung zu dem Zweck war ja schon dem ersten Napoleon klar geworden, dessen Ausführungen über Polens Aufgaben auch diese frivole Redensart entlehnt ist.

Es liegt ja so nahe, daß Völker, die plötzlich von der Woge des Glücks emporgehoben wurden und sich nach langer Abhängigkeit mit einem Male wieder als Meister ihres Schicksals fühlen, alles aus sich heraus leisten möchten. Wer aber die natürlichen Hilfsquellen Polens, den Stand seiner Volksbildung und die wirtschaftliche Schulung seiner Söhne kennt, wird an der Möglichkeit, diese hochgespannten Hoffnungen in Taten umzusetzen, doch begründete Zweifel hegen. Eine fast tausendjährige Geschichte erweist zur Genüge die Tatsache, daß der Deutsche in allen wirtschaftlichen und kulturellen Fragen zum Lehrmeister des Ostens bestimmt sei. Sollte Polen über diese Erfahrung zur Tagesordnung übergehen wollen, so möchte es wohl zu seinem eigenen Leidwesen erkennen, daß es seinen scheinbaren politischen Aufschwung mit wirtschaftlichem und kulturellem Rückschritt erkauft hat.

e) Die slavische Bevölkerung des Weichsellandes.

In ethnographischer Hinsicht stellt die Bevölkerung Polens durchaus keine Einheit dar. Ihr slavischer Grundstock war von N und W her starken nordischen Einflüssen ausgesetzt, von O her machten sich mongolische (turranische) Einwirkungen geltend, und im S und SO begegnen wir sogar Spuren mediterraner Blutmischung. Immerhin dürfen wir die Polen im allgemeinen als eine lichthaarige Rasse bezeichnen. Auch die 32 Prozent brünetter Polen pflegen noch so viele Merkmale nordischer Blutmischung zu zeigen, daß sie beileibe nicht mit den dunkelhaarigen Südeuropäern

verglichen werden dürfen. Gerade so wie in Deutschland scheint auch in Polen der Kampf zwischen den Rassenmerkmalen der nordischen Blondlinge und des dunkelhaarigen homo alpinus noch nicht beendet zu sein, und ebenso wie dort scheint auch im Weichsellande sich der niedere Typus auf Kosten des edleren mehr und mehr durchzusetzen. Je weiter wir nach S gehen, desto größer wird der Prozentsatz der Dunkelhaarigen, desto größer auch die Zahl der Kurzköpfe. Langköpfe sind unter den Polen verhältnismäßig selten; unter den Männern überwiegen die Mesokephalen, und unter den Frauen ist Brachykephalie besonders häufig. Der Umstand, daß die Frauen dunkelhaariger und kurzköpfiger sind als die Männer, hat den Völkerkundigen viel Kopfzerbrechen gemacht, doch ist ihnen bisher keine annehmbare Erklärung geglückt. Die Ansicht, daß die Frauen einer anderen Rasse angehören, ist ebenso unhaltbar wie die, daß sich die Merkmale des homo alpinus stärker auf die Frauen als auf die Männer vererbt hätten. Pflegen sich doch neue Rassenmerkmale überall bei dem männlichen Geschlecht schneller und entschiedener durchzusetzen. Hinsichtlich der Körpergröße stehen die Polen hinter den westlichen Nachbarn merklich zurück. Auch pflegen sie zarter und feingliederiger zu sein als die vierschrittigen Germanen.

Über den Volkscharakter der Polen allgemeine Aussagen zu machen, ist eine mißliche Sache, da hier wie überall die mannigfachsten Charaktere neben einander hergehen, und auch die Bewohner der einzelnen Landschaften manche besondere Merkmale aufweisen. Der Westpreuße Bogumil Goltz, einer ihrer besten Kenner, bezeichnete sie neben den männlicheren Germanen als einen weibischen Volksstamm. Anstelle von Zähigkeit finden wir bei ihnen sprunghafte Unbeständigkeit, anstelle von Gründlichkeit einen leichtlebigen Sinn, der es vorzieht, bald hier, bald da zu kosten. Liebenswürdige, äußerlich entgegenkommende Formen bilden einen

schlechten Ersatz für Zuverlässigkeit und Treue, und jäh auf-lodernde Begeisterung sinkt in der Regel schnell in sich zu-sammen. Dabei fragt es sich, ob die heitere Art des Polen, die mit tändelndem Lied die ernste Stunde zu täuschen sucht, wirklich den Kern seines Wesens darstellt, begegnet uns doch in seinen Volksliedern gerade so gut wie in seinem Schrift-tum eine tiefgründige, versonnene Schwermut, die so hang auf dem Gemüthe lastet, wie der graue, neblige Herbst-himmel auf den weiten Ebenen des eintönigen Landes. Aber es fragt sich auch, ob diese Eigenschaften eine notwendige Erscheinungsform polnischen Wesens sind oder nur bestimmten Kulturformen entsprechen. Vergessen wir doch nicht, daß die so zahlreichen Polen, die im westlichen Übergangsgebiet eingedeutscht worden sind, sich schon nach wenigen Geschlechtern von ihren deutschen Landsleuten kaum unterscheiden und auch im wirtschaftlichen Leben die-selbe Anstelligkeit und Zuverlässigkeit zeigen wie die Träger deutscher Namen!

Bei der nachbarlichen Lage Polens muß es uns wun-dernehmen, daß unsere Volksgenossen sich so wenig Mühe gaben, die östlichen Nachbarn kennen zu lernen, denn die schwärmerischen Empfindungen, welche man einst den Mär-tyrern der polnischen Freiheitskämpfe entgegenbrachte, hat-ten mit einem wirklichen Verständnis des Nachbarvolkes nicht das Geringste zu tun. Diese Gleichgültigkeit wäre kaum möglich gewesen, hätten nicht die deutschen Ansiedler, welche sich neuerdings in Polen niederließen, ganz über-wiegend aus ungelehrten und wenig gebildeten Leuten be-standen, die keinen rechten Zusammenhang mit der alten Heimat aufrechterhielten. In früheren Zeiten lebte man vielfach des Glaubens, über Polen als eine russische Pro-vinz zur Tagesordnung übergehen zu dürfen. Heute mußte es dagegen den Söhnen Ostdeutschlands eigentlich schon klar geworden sein, daß die weiten Ebenen des Weichsellandes

auch für ihre Zukunft von höchster Bedeutung sind. Um zu erkennen, wie grundfalsch die vielfach verbreitete Ansicht ist, der Deutsche habe sich nur um Rußland, aber nicht um das so viel nähere Weichselland zu kümmern, braucht man nur die oberflächlichste Kenntniss von den erdkundlichen und geschichtlichen Zusammenhängen unserer östlichen Grenzländer zu besitzen. Es ist begreiflich, daß die exaltierten Sensationen der neuesten russischen Literatur — bei so fremdartigen Dingen darf man wohl auch einmal die Fremdwörter häufen — auf die verfliegenen Geister unserer Allerneuesten, deren zerrüttetem Nervensystem nur noch Narkotika zusagen wollen, eine allgewaltige Anziehungskraft ausübten. Im allgemeinen dürften uns aber die polnischen Schriftsteller weit näher stehen, und es wäre nur zu wünschen, daß recht viele Volksgenossen die treffliche Brücke zur Kenntniss des slavischen Nachbarn benutzten, die durch die sorgfältigen Übersetzungen unserer billigen Universalbibliotheken, der Reclam'schen und Henschel'schen vor allem, schon seit Jahrzehnten geschlagen worden ist. Die Aufgabe, dem Leser über müßige Stunden hinwegzuhelfen, erfüllen die von edler Vaterlandsliebe erfüllten Romane eines Kraszewski, die farbenreichen, schönheitsfrohen Schilderungen eines Sienkiewicz, die bunten Kaleidoskopbilder, auf denen uns ein Graf Rzewuski seine Denkwürdigkeiten vorführt, mindestens ebenso gut als die oberflächliche Tagesliteratur, die durch sensationelle Reize über ihre innere Leere hinwegtäuschen möchte. Auch das völkische Bewußtsein des Deutschen wird durch solchen Lesestoff kaum beleidigt werden. Ohne Zweifel müßte es dem deutschen Patrioten mehr zusagen, die geistigen Schöpfungen fremder Schriftsteller kennen zu lernen, die von Liebe zu ihrem Volkstum erglühen, als sich über die Charakterlosigkeit sogenannter Deutscher zu ärgern, die ihre angestammte Art gar nicht schnell genug in dem erträumten Weltbürgertum eines wohl verstandesscharfen, aber gemüth-

losen Aesthetentums verflüchtigen konnten. Durch ein beschreibendes Schrifttum in das Seelenleben eines fremden Volkes einzudringen, ist kaum möglich. Wer sich in die Schriftsteller und Dichter eines Volkes vertieft, ist viel besser beraten als der, welcher nur Bücher über dieses Volk lesen will. In das Seelenleben eines Volkes einzudringen, mit dem Millionen unserer Blutsverwandten auf Gedeih und Verderb verbunden sind, dürfte aber eigentlich unsere verfluchte Pflicht und Schuldigkeit sein. Schon der eine Krazewski vermittelt uns eine bessere Kenntnis des polnischen Wesens als ein ganzer Haufen deutscher Bücher. In angenehmster Form können wir uns von ihm darüber belehren lassen, wie „Hetmansünden“ die polnische Nation zugrunde richteten, und wie „Unsere Szlachta“ trotz aller Sünden doch auch viele liebenswürdige Eigenschaften entwickelte. Im „Dämon“ lernen wir das ebenso elementarisch tiefe wie anarchische Gefühlsleben unserer slavischen Nachbarn kennen, und „die Alte und die Neue Zeit“ belehrt uns darüber, daß der Pole den Lebenserscheinungen eines technischen Zeitalters noch immer mit instinktiver Abneigung gegenübersteht. Auf unsere besondere Teilnahme dürfen auch jene Bücher Anspruch machen, die von geistvollen Polen eigens zu dem Zweck geschrieben worden sind, dem deutschen Nachbar einen tieferen Einblick in das polnische Seelenleben zu gewähren. Allerdings muß man auch diesen Werken kritisch gegenüberstehen. An der Ehrlichkeit und dem guten Willen der polnischen Gelehrten dürfen wir wohl nicht zweifeln, aber es liegt ja so nahe, daß diese alles das, was ihnen das Teuerste ist, in allzu rosigem Lichte sehen. Besonders hervorheben möchten wir hier ein jüngst erschienenes Büchlein von Stanislaus Przybyscewski: „Von Polens Seele“. Wenn es auch in etwas zu dithyrambischer Form gehalten ist, lernen wir doch in ihm einen Mann schätzen, der von warmer Vaterlandsliebe erfüllt ist. Aber auch er täuscht

sich vielfach über seine Volksgenossen. Selbst in vielen Nebensachen müßte man ihm widersprechen. So z. B. an der Stelle, wo er sich dessen freut, daß die polnische Sprache, kaum irgendwie dialektisch gespalten, schon so früh ihre klassische Form gefunden habe. Vielleicht denken wir in dieser Hinsicht von den Polen besser als ihr Anwalt selber, denn wenn die Polen den Höhepunkt ihrer geistigen Entwicklung schon erreicht haben sollten, könnte man ihnen nach allgemeinen biologischen Gesezen keine allzulange Lebensdauer verheißen. Dagegen spricht aber gerade jene Überschwenglichkeit, die Przybyszewski wie so viele polnische Schriftsteller kennzeichnet. Diese ist wohl zu allen Zeiten grade ein Kennzeichen der Jugend gewesen.

In der Dialektlosigkeit der polnischen Sprache, die Przybyszewski übertreiben dürfte, vermöchten wir keinen Vorzug zu erblicken. Sie wäre ein Beweis dafür, daß das polnische Volk an Gleichförmigkeit den weiten Ebenen seiner Heimat entspräche. Bis zu einem gewissen Grade bestand diese Uniformität zweifelsohne, und sie dürfte dem polnischen Volk in mehr als einer Hinsicht zum Fluch geworden sein. In deutschen Landen stand dem lebensfrohen Franken der breite, schwerblütige, tief in das Wesen der Dinge eindringende Marschbauer gegenüber; dem höflichen Obersachsen hielt der urwüchsigte Bayer das Gleichgewicht, und gerade diese Vielseitigkeit der Stämme führte das Gesamtvolk zu menschlich allseitiger Entwicklung. Im polnischen Wesen spiegelt sich dagegen die schwermütige Verkommenheit der östlichen Ebenen, die Melancholie der endlosen Kiefernhaiden in ermüdender Gleichförmigkeit wieder. Bei dem Mangel städtischen Lebens, dessen reges Getriebe dem einzelnen Aufgaben über Aufgaben stellt und gerade dadurch seinen Wirklichkeits Sinn und seine Thatenlust fördert, entwickelten sich diese Eigenschaften zu einer geradezu pathologischen Stärke. Nur für den Adel trifft das nicht zu, der

mit seinen Zielen und seinem Gedankenreife auch seine ganze Wesensart änderte. Doch auch seiner Regsamkeit gelang es nicht, die Nation in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht zu heben und hinsichtlich des Temperaments sich selber ähnlicher zu machen. Die Energie des Adels erschöpfte sich in einer mehr spielerischen Tätigkeit, in inneren Befehdungen und selbstischen Standesbestrebungen; nur selten setzte er sich die energische Verwendung der Volkskraft gegen äußere Feinde zum Ziel, und an die Verwirklichung wirtschaftlicher Möglichkeiten dachte er nie. Eifersüchtig auf seine eigene Führerrolle richtete er die Bürger zugrunde und drückte die Bauern zu Unmündigkeit und Ohnmacht herab. Vergestalt erwies die polnische Szlachta besser als irgendein bevorrechteter Stand eines anderen Reiches die Wahrheit des Goetheschen Wortes, daß der viel entbehren muß, der andere leiten will.

Raum in irgend einem anderen Lande hat politischer Dilettantismus so verhängnisvolle Triumphe gefeiert, wie gerade in Polen. Möchten die polnischen Schriftsteller diese Dinge mit dem ehrlichen, nüchternen Verstande und nicht mit dem in schwärmerischer Liebe zu ihrem Volk erglühenden Gemüt beurteilen, so würden sie auch nicht beständig, einem Przybylszewski gleich, die Polen als großes Kulturvolk feiern, sondern sich mit der Feststellung zufrieden geben, daß die polnische Volksseele zu kultureller Betätigung in vieler Hinsicht wohl beanlagt erscheint. Noch heute ist für die Zustände im Weichsellande nichts bezeichnender als der Mangel an rechter Entwicklung. Vergebens sieht man sich dort nach bereits geleisteten Arbeiten um, die sich durch ihre ganze Eigenart als polnische Arbeit erwiesen. Durch Lässigkeit und Trägheit sind schon große Teile der natürlichen Reichthümer des Weichsellandes verschleudert worden. Aber dennoch macht dieses Land der weiten, städtearmen Ebene auf den Fremden im wesentlichen den Eindruck einer Werk-

statt, in der man sich erst jetzt dazu rüstet, mit neuzeitlichen Hilfsmitteln und Werkzeugen zielbewußte Arbeit zu leisten. Den Beweis für die Behauptungen jener gläubigen Patrioten soll erst die Zukunft erbringen. Damit jene so hochgepriesene Veranlagung zur Wirklichkeit, der Wille zur Tat würde, müßten sich die Polen erst zu der Erkenntnis durchringen, daß Kultur keinen latenten Zustand, sondern eine von heiligem Ernst erfüllte Tätigkeit, kein In sich versinken sein, sondern ein Übersichhinausstreben bedeutet. Eine dumpfe, mehr gefühlsmäßige als erkenntnis klare Vorstellung von diesem Zustand besitzen auch wohl die Polen selber. Wenigstens scheint uns das der tiefste Sinn der Gedanken zu sein, wenn beispielsweise Przybyszewski behauptet, die „Sehnsucht“ sei das Gefühl, das die polnische Volksseele besonders kennzeichne und mit eifersüchtiger Allgewalt ihren Alleinbesitz beanspruche. Ob er dabei aber nicht übersehen hat, daß dies Gefühl sozusagen dem Negativ eines plastischen Werkes entspricht, das auf Erfüllung, auf Ausfüllung zu warten scheint? Vermutlich sind wir nicht im Unrecht, wenn wir hier klar und entschieden behaupten, daß gerade die männlichen Eigenschaften des deutschen Volkes, sein Wirklichkeits Sinn, seine Arbeitslust, sein begeisternder Zukunftsglaube, dazu berufen seien, die positive Ergänzung der einseitigen slavischen Veranlagung zu bilden, das männliche Element, das sich mit der weiblichen slavischen Art zu vollem, harmonischem Menschentum gattet.

Die Gelegenheit dazu recht zu nutzen, haben die Polen schon einmal verabsäumt, indem sie die verheißungsvollen Anfänge deutscher Kulturarbeit verkümmern und verkommen ließen, ohne sich um den Willen eines ihrer Besten, des klarblickenden Königs Kasimirs des Großen, zu kümmern. Das Ergebnis davon war die Anarchie der Adels Herrschaft und der Untergang des Reiches. Ob sie, durch Schaden gewisigt, die Möglichkeiten unserer Tage besser nützen

werden? — Unserer Meinung nach ist das die Schicksalsfrage des neuen Reiches. Sicherheit vor dem Nachbar im Osten, Ruhe und damit die Möglichkeit, ihre Volkswirtschaft weiter und weiter zu entwickeln, gewährt dem neuen Staate nicht eine schimmernde Wehr, sondern jene nationale Arbeitsleistung, welche ihm das wirtschaftliche Übergewicht über das ebenso raumgewaltige wie unentwickelte, durch die Vorgänge der letzten Jahre völlig ins Chaos zurückgeschleuderte Riesenreich des Ostens verleiht. Daß Polen dieses Ziel ohne deutsche Hilfe nicht erreichen kann, ist sonnenklar. Sobald man sich in Warschau zu dieser Erkenntnis durchgerungen hat, wird auch der hysterische Haß gegen alles Deutsche seinen Höhepunkt überschritten haben, werden Pole und Deutscher wieder wie Mensch und Mensch, Arbeiter und Mitarbeiter mit einander verkehren. Der Deutsche aber hätte gerade in diesen Tagen allen Grund, die polnische Frage nicht ausschließlich vom politischen, sondern auch vom völkischen und wirtschaftlichen Standpunkte zu betrachten. Wenn es uns gelingt, alle wirtschaftlichen Möglichkeiten in Polen recht zu nützen, wird dieser Erfolg nicht ohne Rückwirkung auf die politische Lage bleiben und uns in den Stand setzen, dem norddeutschen Großstaat jene Landesteile wiederzugeben, welche tatsächlich die unumgängliche Voraussetzung seines Fortbestandes bilden. Läßt Polen auch heute die Gelegenheit ungenützt verstreichen, sich mit dem deutschen Nachbar zu erfolgreichem Schaffen zu vereinigen, so werden die polnischen Schriftsteller kommender Jahrhunderte nicht mehr mit der Ehrfurcht eines Przybyszewski von der Sehnsucht ihres Volkes singen und sagen dürfen, sondern sich mit der tragikomischen Tatsache abfinden müssen, daß diese Sehnsucht schon längst in das Gebiet des krankhaften und hysterischen hinübergelitt. Der Deutsche aber, der klipp und klar behaupten wollte, seine Volksgenossen und das slavische Volk des Weichsellandes seien von vornherein

und unter allen Umständen so verschieden, daß an ihr erspriehliches Zusammenwirken gar nicht gedacht werden könnte, gründete dieses Urtheil mehr auf ein unklares Gefühl als auf wirkliche Kenntniß der polnischen Volksseele. Glaube ich doch nicht, unter meinen deutschen Brüdern allein zu stehen, wenn ich den Weg, der von Schiller zu Mickiewicz und von Gustav Freytag zu Kraszewski führt, für kürzer halte als jenen, der unsere deutschen Dichter mit einem Tolstoj und Dostojewski verbindet.

Wir hoben schon hervor, daß die Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen des Weichsellandes bei weitem nicht so groß sind als die zwischen dem Friesen und Oberbayern, dem Pfälzer und Ermländer. Bei der Bodenbeschaffenheit jener Gebiete ließ sich das ja auch schon von vornherein erwarten. Aber trotz alledem dürfen wir doch nicht alle Polen über einen Kamm scheren. Auch in ihrem Wesen spiegelt sich die Eigenart ihrer engeren Heimat wieder. Der Kujawier im NW von Kongreßpolen ist in seiner edleren Art und in seinem zugleich fröhlichen und selbstbewußten Wesen der rechte Sohn seiner fruchtbaren, freundlichen Heimat. Dessen östlicher Nachbar, der Masur, ist auf largerem Boden energisch und zäh geworden und hat polnische Art und polnische Sitten als Kolonist weit nach O getragen. Noch größer ist der Gegensatz zwischen dem Kurpen am Bug und Narew und dem Lowiczzer Bauern in dem fruchtbaren Quellgebiet der Bzura. Jener ist der rechte Waldbewohner, derb und widerstandsfähig gegen die Unbilden der Witterung und zugleich ein wahrer Tausendkünstler, von dem man ebenso wie von dem russischen Waldbauern behaupten könnte, er reite frühmorgens mit der Art in den Wald und komme abends auf selbstgefertigtem Wagen nach Hause gefahren. Darum sind denn auch die Holzhäuser der Kurpen so nett und sauber, daß sie selbst dem Westeuropäer anheimelnd und wohnlich erscheinen, beinahe wohnlicher,

als die buntbemalten, geräumigen Häuser der Lowiczjer Bauern, die in ihren langen Tuchröcken und runden Filzhütten genau so stattlich einherschreiten wie die Bauern der reichsten Gaue Oberdeutschlands. Ähnlich wie Kurpen und Masuren unterscheiden sich auch die Krakauer und Sandomierzer. Jene bildeten den Kern der polnischen Heere und erschienen wegen ihres gedrungenen, stämmigen Wuchses als geborene Soldaten. Auch die wilden, feurigen Nationaltänze des Krakauers spiegeln dessen kriegerische Art wieder, die sich scharf von dem ruhigen Wesen des Sandomierzers unterscheidet. Entsprechend der Bodennatur ihrer Heimat finden wir gerade bei den Sandomierzern auffällige Charakterunterschiede, je nachdem sie in fruchtbarer Lößebene oder in den kargen Walddörfern der Lysa Gora zu Hause sind. Neben diesen Stämmen können wir die Lubliner und die Bewohner des westlichen Fabrikbezirks nur noch bedingungsweise als Polen bezeichnen. Jene haben sich in vielen Gegenden stark mit Russen vermischt, die stellenweise sogar schon einen Einschlag mediterraner Elemente enthalten, so daß uns bisweilen Typen begegnen, die wir getrost in das Gewand eines Neapolitaner Lazzarone stecken könnten. In dem Industriegebiet ist dagegen eine deutsch-polnische Mischrasse entstanden, deren Bestandteile ihre ererbten Eigenschaften um so schneller einbüßten, als der Aufenthalt in den riesigen Häuserhaufen, die doch keine Städte nach deutscher Art geworden sind, der Vererbung altväterischer Sitten nicht eben förderlich war.

Daß der Unterschied der einzelnen Stämme nicht noch viel größer ist, liegt wohl daran, daß die polnische Bevölkerung im allgemeinen auf der Stufe des Ackerbaus verblieben ist, ohne reicheres städtisches Leben mit seinen großen Kulturmöglichkeiten zu entwickeln. Mag das städtische Leben auch einerseits einen ausgleichenden Einfluß haben, so bietet es doch andererseits allerlei Stammeseigentümlich-

keiten, Gelegenheit, durch den Mund der Dichter zum Selbstbewußtsein und zu allgemeiner Anerkennung zu gelangen, so daß derlei Eigenarten aus dem Zustande eines beinahe pflanzlichen Daseins in den Bereich des Willens gerückt werden. So kommt es denn auch, daß man bei den polnischen Dichtern und Schriftstellern viel zu wenig Gewicht auf die Stammeszugehörigkeit gelegt hat. Höchstens hebt man den Warschauer und Krafauer Kulturkreis noch besonders hervor. Bei genauerer Prüfung dieser Dinge finden wir, daß recht wenig bedeutende Dichter und Schriftsteller aus dem Herzen des eigentlichen Polens stammen. Auffällig groß ist die Anzahl jener, deren Heimat polnisches Kolonialland ist, hier Litauen, dort die Ukraine. So stammt Mickiewicz aus Litauen, Czajkowski aus der Ukraine. Ja, es ist unter diesen Umständen beinahe verwunderlich, daß die von französischer Bildung angekränkelte Hauptstadt des Weichsellandes einen so durch und durch nationalen und volkstümlichen Mann wie Kraszewski hervorbringen konnte. Auch in Zukunft dürfte es eine Schicksalsfrage des polnischen Volkes sein, ob es bei dem Bau seines Staates auch den Weg zu einer wirklich nationalen, auf polnischer Scholle aus polnischem Samen erwachsenen Bildung findet.

i) Die nichtslavischen Bewohner des Weichsellandes.

Die deutschen Ansiedler in unserem Erdraum könnten nur dort eigenartige, selbstbewußte Gemeinschaften bilden, die in völkischer Hinsicht auf den Namen einer besonderen Sippe oder gar eines eigenen Stammes Anspruch machen durften, wo sie in größeren Mengen beieinander wohnen. Von der Bedeutung der Deutschen im Pregel- und in der Weichselniederung haben wir schon gesprochen. Daß jedoch auch kleinere Gruppen bezeichnende Charakterzüge

entwickeln können, zeigen uns die Koschneider in der Konitzer Gegend und die Bewohner der Hauländereien westlich von Posen, die ihr Deutschtum bewußt und eigenartig entwickelt haben, während beispielsweise die Bamberger, deren malerische Volkstracht man noch heute auf den Posener Straßen zuweilen bewundern kann, alles übrige Heimatsgut schon längst abgetan haben. Auf die völkische Entwicklung der deutschen Kolonisten, die in manchen Teilen der Ostmark von der deutschen Ansiedlungskommission angefaßt worden sind, darf man mit Recht gespannt sein. Nach den politischen Wandlungen, die der Weltkrieg mit sich brachte, müßte man allerdings wohl bescheidener fragen, wieviele von ihnen der schweren Not der Zeit trohen dürften. War der Erhaltung deutschen Volkstums in Kongresspolen schon die Lage der auf weiten Räumen zerstreuten Siedelungen wenig günstig, so wurde ihr das Verhalten der evangelischen Kirchenbehörden, die alte, deutsche Volksbräuche schier grundsätzlich befehdeten, des weiteren verhängnisvoll.

Die Aufgaben, welche den Ostjuden auf polnischer Erde zufielen, sind von uns schon früher bei geschichtlichen Betrachtungen gestreift worden. In völkischer Hinsicht verdient dieser Menschenschlag die regste Teilnahme. Verhält er sich doch zu dem mittelalterlichen Deutschland ähnlich wie der Spaniole des Orients zu dem Spanien Philipps II. Anstatt über den Dialekt dieser kümmerlichen Menschen zu lachen, sollten wir uns lieber darüber wundern, daß sie die Sprache des deutschen Mittelalters so treulich bewahrt haben, obgleich diese Laute für sie nicht den Ausdruck ererbter Art, eigenen Volkstums und eigenen politischen Machtwillens bedeuteten. Wie scharf heben sich diese dürftigen Rastanträger von den Posener Bambergern ab, die innerhalb weniger Jahrzehnte die Sprache ihrer Mütter und das Land ihrer Väter vergessen haben! Und doch lastet es auf den Ostjuden wie ein Fluch, daß sie, eingestellt auf

eine ganz bestimmte Wirtschaftsform und eine völlig einzigartige Umwelt, kaum in der Lage sind, sich anderen Verhältnissen ohne wirtschaftliche Gefährdung der neuen Nachbarn anzupassen. Daher sind die Abwehrmaßregeln der deutschen Nachbarn und die Abneigung ihrer westlichen Glaubensgenossen gegen eine „Ostjudeninvasion“ nur allzu begreiflich. Hinsichtlich ihres anthropologischen Gepräges ist von den Forschern viel gemutmaßt und viel gefabelt worden. Der Augenschein lehrt uns zwar, daß Kennzeichen der vorderasiatischen Rassen, wie sie die Armenier der Türkei aufweisen, bei ihnen stark vertreten sind, doch scheint es kaum zulässig, sie kurzerhand den turanischen Rassen zu überweisen und damit ihre semitische Abstammung von vornherein in Abrede zu stellen. Jedenfalls bedeutet das eine Annahme, die sich mit geschichtlichen Gründen bisher kaum stützen läßt, zumal kein Zweifel obwalten kann, daß die Mehrzahl von ihnen aus Deutschland eingewandert ist.

Wäre die deutsche Stadtbevölkerung nicht im sechzehnten Jahrhundert schier absichtlich zugrunde gerichtet worden, so hätte Polen dieser rassefremden Helfer nicht bedurft. Allerdings könnten wir es verstehen, wenn heute ein Pole behaupten möchte, er sei mit dem Gange der Dinge ganz einverstanden. Hätte die deutsche Stadtbevölkerung sich kräftig fortentwickelt und den Zusammenhang mit dem Mutterlande aufrecht erhalten, so wären die städtischen Mittelpunkte des Landes nationalpolnischer Art entschieden entfremdet worden, und man hätte den wirtschaftlichen Aufschwung mit einer Einbuße an völkischer Eigenart erkaufen müssen. Daß einem streng völkisch gerichteten Polen mit einer solchen Entwicklung der Dinge wenig gedient wäre, ist selbstverständlich, aber wenn die Polen heute den Grundsatz Polonia fara da se entschieden in die Welt hinausposaunen, muß man an ihrer Fähigkeit, ihn zu verwirklichen, doch starke Zweifel hegen. An einen Beistand der franzö-

fischen Bundesgenossen in wirtschaftlichen Dingen ist kaum zu denken. Ebenso gut könnte man deutsche Bauern und Kleinbürger in der Gascogne ansiedeln wollen. Darum dürfte die Fragestellung gar nicht mehr lauten, ob Polen der deutschen Hilfe bedarf, sondern nur, wie die gemeinsame Arbeit für beide Teile am ersprießlichsten geleistet werden kann.

Um zu erkennen, daß die Deutschen schon einmal auf dem besten Wege waren, Polen mit einer starken Schicht gewerbleißiger deutscher Bürger zu beschenken, braucht man nur die wichtigsten Siedelungen aufzuzählen, die damals mit deutschem Recht ausgestattet wurden. Wir nennen in Klempolen Neumarkt, Korszyn, Wieliczka, Luschnitz, Neufandec, Lublin, Tarnow, Landskron, in Großpolen außer den Städten des posnischen Landes Kalisch, Brzesz, Sieradz, in Masowien Plock, Pultusk, Bodzanow, Tarczyn, Blonne, Ciechanow, Warschau, Goszczyn und Prasnysz. Dabei stellt diese Liste nur eine ganz spärliche Auswahl von Namen dar.

Es ist verständlich, daß der Forscher, der sich mit der Verbreitung der Deutschen in Polen beschäftigt, allgemeine Grundsätze sucht, nach denen sich die Besiedelung vollzog. Im Ordenslande sind solche Richtlinien leicht zu finden. Hier, wo der Deutsche als Herr gebot, beanspruchte er die besten Teile des Landes für sich und drängte die blutsfremden Nachbarn in weniger bevorzugte Landstriche zurück. Eine Ausnahme davon macht eigentlich nur das Kulmerland, wo die Ordensritter schon eine alteingesessene slavische Bauernbevölkerung vorfanden, welche den größten Teil des fruchtbaren Gaus gerodet und in Ackerland verwandelt hatte. Prof. Schlüter-Halle hat neuerdings das altpreussische Siedlungsland vor der Ordenszeit kartographisch dargestellt. Danach ergibt sich, daß die ältesten Rodungen doch nur verhältnismäßig wenig Raum einnahmen. Schon

in der Provinz Posen, deren Gebiet nicht zum Ordensstaat gehörte, liegen die Verhältnisse ganz anders. Hier finden wir die deutschen Bauern vielfach in altem Sumpfland und an solchen Örtlichkeiten, deren Aufbarmachung den zähen Fleiß und die unbeirrte Tatkraft erheischten, welche die polnischen Magnaten gerade bei den deutschen Bauern voraussetzten. Ähnlich lagen die Dinge in Kongreßpolen, wo seit der Vernichtung des Bürgertums in den deutschen Kolonialstädten, deren Straßennetz noch heute an ihr Entstehen erinnert, von einer irgendwie bevorzugten Stellung des Deutschtums gar keine Rede mehr sein konnte. Wo der deutsche Kolonist später eine Heimat fand, hing von allerlei Zufällen ab, die sich jeder zusammenfassenden begrifflichen Würdigung entziehen. Ebenso bunt und regellos sieht denn auch eine Karte der deutschen Siedelungen in Kongreßpolen aus.

Man könnte annehmen, daß sich der größte Teil der deutschen Einwanderer in der ansehnlichsten Hauptstadt des Landes sammelte, deren Lage im Mittelpunkte des ganzen Gebiets sie als Niederlassung für Handel- und Gewerbetreibende besonders geeignet erscheinen läßt. Was aber die ländlichen Ansiedler angeht, so sucht man sie unwillkürlich zuerst an den Grenzen des großen Nachbarreichs, aus dem sie nach Polen übersiedelten. In Wirklichkeit trifft aber weder das eine noch das andere zu. So nahe die Vorstellung läge, daß sich deutsche Elemente gerade in Warschau sammelten, daß die Deutschen, diese Städtebauer des Ostens, dem wirtschaftlichen und geistigen Leben der Millionenstadt das Gepräge verliehen, erreicht der Deutsche Anteil an der Bevölkerung im Reichsbilde der Hauptstadt doch nicht einmal 5 Prozent. Deshalb war von deutschen Riesenschulen, wie sie uns in Petersburg und Moskau begegneten, in der masovischen Großstadt nie die Rede, und auch die evangelische Kirche blieb dort weit da-

von entfernt, ihre Hauptaufgabe in der Förderung des Deutschtums zu erblicken. Hier in der politischen Hauptstadt des Landes und nicht etwa in den östlichen Grenzstrichen begegnete man den deutlichsten Spuren der russischen Herrschaft. Dieses Verhältnis erinnerte uns immer wieder daran, daß nur die Werkzeuge politischer Machtansprüche, der Soldat und der Beamte, nicht aber die machtvoll vordringenden Vertreter eines raumheischenden Volkstums, Bauern und Bürger, das polnische Land erobert hatten. Russen und Juden und nicht etwa die Deutschen waren daran schuld, daß gerade Warschau zu den Teilen Polens zählte, an deren Bevölkerung den Nationalpolen nur ein verhältnismäßig geringer Anteil (etwa %) zukam.

Wer in den statistischen Tabellen feststellte, daß die Russen kaum 2 Prozent der Warschauer Bevölkerung bildeten, wird sich vielleicht darüber wundern, daß wir von ihnen soviel Wesens machen. Man darf aber in solchen Fällen nicht die Individuen zählen, sondern muß ihren politischen Einfluß und ihre politische Macht abzuwägen suchen. Wie wenig Reichsdeutsche gab es beispielsweise bei dem Ausbruch des Weltkrieges am Goldenen Horn, und wie groß war doch ihre politische und wirtschaftliche Bedeutung! Allerdings sitzen solche Bestandteile der Bevölkerung sehr wurzelloser, und wie die Deutschen Konstantinopels sind auch die Warschauer Russen nach der ungünstigen Wendung der politischen Lage wie Spreu in alle Winde zerstoßen. Auch mit der deutschen Beamtenerschaft in den abgetretenen Gebieten stand es ja nicht viel anders, so daß sich uns auch hier wieder die Überzeugung aufdrängt, daß nur der pflügende Bauer und der gewerbetreibende Städter mit ihrer neuen Heimat wirklich verwachsen können.

Auch die Verteilung der ländlichen Ansiedler deutscher Herkunft ist in Kongresspolen scheinbar ganz willkürlich. Bald finden wir jenseits der früheren preußischen Grenze

einen starken Einschlag deutscher Bevölkerung gerade dort, wo westlich der Grenze überwiegend polnische Gebiete liegen, bald haben wir es dort mit einem rein polnischen Gau zu tun, wo das deutsche Siedlungsgebiet von W her bis dicht an die Grenze reicht. Hier sind die Ansiedler überwiegend Ackerbauer, dort wieder Industriearbeiter.

Sogar hinsichtlich der Industriegebiete liegen diese Dinge durchaus nicht einfach und schematisch, etwa so, daß die Zahl der deutschen Einwanderer der Entwicklung der Industrie genau entspräche. Dabei bleibt die Tatsache, daß deutscher Geist und deutsche Unternehmungslust bei der Industrialisierung Polens die Hauptrolle spielten, durchaus bestehen. Das völkische Gepräge der polnischen Industriegebiete ist aber grundverschieden, je nachdem sich nur das Aufsichtspersonal oder auch ein großer Teil der Arbeiterschaft aus Deutschen zusammensetzt. Jenes ist mehr in Warschau und an der oberschlesischen Ecke der Fall; diesem Verhältnis begegnen wir dagegen in dem größten Teile des Gouvernements Petrikau. Daran liegt es, daß wir in dem so industriereichen Gau von Sosnowice, Dombrowa und Bendzin ebenso wenig Deutsche finden wie in Warschau (kaum 5 Prozent), während die Gegend um Lodz herum, sowohl absolut genommen, wie auch im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, die meisten Deutschen des ganzen Saramtums aufweist. Dennoch ist die Zuwanderung nur ein sehr trauriger Ersatz für die Vernichtung des deutschen Bürgertums im 16. Jahrhundert. Fehlt doch diesen Menschenmassen jene ständische Gliederung und jener organische Aufbau, welche die Vorbedingung für ihre Durchgeistigung zu sein scheinen. So konnte denn trotz aller deutschen Einwanderung kein zweites Danzig oder Thorn entstehen, und nur mit großem Widerwillen würde ein Sohn des Rheinlandes oder der hanfischen Gründungen den großen, wirren Häuserhaufen den Ehrennamen der Stadt zubilligen.

Wie schwer es ist, ein Industriegebiet mit kulturell tiefer stehender Bevölkerung, das von blutsfremden Einwanderern in eine gewaltige Werkstatte verwandelt worden ist, auch kulturell zu heben und zu durchgeistigen, sehen wir ja an dem deutschen Anteil Oberschlesiens. Wohl entstand dort eine große Anzahl volkreicher Städte, aber keinem wird es einfallen, diese Siedelungen mit den rheinischen oder sächsischen Fabrikstädten vergleichen zu wollen. In letzter Linie liegt das doch daran, daß hier die Nerven und die Muskeln, der Kopf und die Gliedmaßen sozusagen verschiedenen Organismen angehören, daß der deutsche Unternehmer und der slavische Arbeiter nur durch außer ihnen liegende Ziele zusammengeführt werden. Allerdings ist es in Oberschlesien zum guten Teil deutsche Schuld, daß die Entwicklung diesen Gang genommen hat. Durch den ganzen Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung hatten sich die ober-schlesischen Kleinbauern und Industriearbeiter dem polnischen Nachbarlande, in dem der Adel den Ton angab, ganz und gar entfremdet, denn welche Interessengemeinschaft hätte wohl zwischen ihnen und den selbstsüchtigen Magnaten des Weichsellandes bestanden? — Aber weit davon entfernt, diese Gunst der Lage recht auszunützen, um einen völkisch gleichgiltigen Stamm einzudeutschen, hielt es um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Schulrat Bogedain in Oppeln, einer jener deutschen Idealisten, denen der Herrgott den Daseinskampf ihres Volkes noch nicht schwer genug gemacht hat, für seine Pflicht, den ober-schlesischen Polen ihr Volkstum zu erhalten und den polnischen Sprachunterricht an den ober-schlesischen Schulen neu zu beleben. Das Scherzhafteste dabei ist die Tatsache, daß er ihnen in Wirklichkeit gar nicht die Sprache ihrer Väter erhielt, sondern eine neue Sprache aufdrängte. Anstatt den ober-schlesischen Polen ihren heimischen Dialekt zu erhalten, lehrte er ihren Kindern die hochpolnische Schriftsprache, ohne zu bedenken, daß der

Mann, welcher eine sprachliche Brücke zwischen ihnen und Kongreßpolen baute, diesen Volkschlag dem deutschen Nachbarn, mit dem er in so enger Wirtschaftsgemeinschaft lebte, entfremden mußte. So haben denn nationalpolnische Schriftsteller, wie Buzek, allen Grund, den deutschen Niederschlesier Bogedain als Schöpfer der polnischen Volksschule und des hochpolnischen Sprachunterrichts in Oberschlesien zu preisen, wenn auch ihrem hochgespannten Volksbewußtsein die Handlungsweise dieses deutschen Flagellanten ein Rätsel bleiben muß.

Ebenso regellos wie die Verteilung der deutschen Industriearbeiter ist auch die Verteilung der deutschen Uckerbauern. Daß sie in Kongreßpolen, wo den Deutschen kein politisches Herrenrecht zustand, recht oft mit weniger gutem Lande vorlieb nehmen mußten, hoben wir schon hervor. Der Platz, wo sie sich ansiedelten, wurde durch vielerlei Zufälligkeiten bestimmt, vor allem durch den Willen oder Eigensinn der mächtigsten Grundherren und ähnliche Einflüsse mehr. In den fruchtbaren Lößgebieten des südlichsten Polens, die mit dem benachbarten Karpatenvorland einen weiten Raum mit sehr dichter Bevölkerung bilden, suchen wir in der Regel vergebens nach unseren Volksgenossen, um sie dafür in weit von einander getrennten Landschaften, die so gut wie gar nichts miteinander gemeinsam haben, in zahlreichen wohlbevölkerten Niederlassungen wiederzufinden. Nicht nur das fruchtbare Kujavien, sondern auch das entlegene Cholmer Land besitzen viermal so viel Deutsche wie Warschau und Sosnowice, während das beinahe waldlose Uckerland von Kutno und Lowicz eine fast rein polnische Enklave in dem so stark germanisierten NW des Landes bildet. Bald sind die Deutschen in ihren Hauptverbreitungsgebieten mit Polen gemischt (in den westlichen Teilen), bald mit Litauern (Wylkowyski) und Ruthenen (Cholm).

So ist denn die deutsche Kolonisation in Kongreßpolen

auf den verschiedenen Gebieten ohne große Zusammenhänge und innerliche Organisation zustande gekommen. Nirgends scheinen irgendwie großzügige, in sich einheitliche Besiedlungspläne vorgelegen zu haben. So leiden denn die deutschen Ansiedler unter demselben Mißstande wie ihre polnischen Nachbarn, daß sie keinen einheitlichen Organismus bilden. Fast zusammenhangslos kämpfen sie in den verschiedensten Teilen des Landes ihren harten Daseinskampf, der ihnen in unseren Tagen besonders schwer fallen muß, da die maßgeblichen Kreise sich daran gewöhnt haben, in den germanischen Einwanderern keinen verbindenden Mörtel ihres Staates, sondern einen gefährlichen Sprengstoff zu erblicken. Und doch muß die Frage, wie sie von diesem Irrtum geheilt werden können, um dafür die ungeheure Kraft einer halben Million gut veranlagter Untertanen (wir haben hier nur Kongresspolen im Auge), sich zum Besten ihres neuen Vaterlandes auswirken zu lassen, eine der wichtigsten Zukunftsfragen des neuen Reiches genannt werden.

g) Die Verteilung der Ortschaften des Weichsellandes.

Wäre jemandem vor 100 Jahren der Auftrag zuteil geworden, die Siedelungen unseres Erdraums zu beschreiben, so hätte er dabei die Industrie, die große Städtechöpferin, noch so gut wie ganz aus dem Spiele lassen dürfen. Ackerbau und Handel, hauptsächlich aber der Ackerbau, waren die Beschäftigungen, von denen die Bewohner des Weichsellandes lebten. Deshalb war das Dorf, im grunde genommen, die allerwichtigste Siedlungsform. Man hat sich früher wohl in den Glauben gewiegt, allein aus den Dorf- formen auf die Stammeszugehörigkeit der Bewohner eines Gaus schließen zu können. Wie viel Redens machte man nicht vor jenen dreißig Jahren aus den angeblich slavischen Rundlingen, bis sich schließlich herausstellte, daß jene Dorf-

form weit mehr auf das Streben nach größerer Sicherheit als auf irgendwelche Stammesneigungen zurückgeführt werden muß, sodasß sie sich auch in rein deutschen Gegenden findet. Deshalb müssen wir auch hinsichtlich Nordostdeutschlands und Kongreßpolens davor warnen, aus der Dorfform übereilte Schlüsse auf die Herkunft der Bewohner zu ziehen. Im allgemeinen herrschen in dem ganzen Gebiet Straßen- und Reihendörfer vor, ganz gleichgiltig, ob es sich um Bauern deutschen oder slavischen Blutes handelt. Die zerstreute Siedlungsweise, bei der jeder Hof inmitten des Ackerlandes liegt, ist hier namentlich den Kolonisten zu eigen, mag es sich dabei, wie im NO, um polnische Kolonisten auf altlitauischer Erde, oder um deutsche Ansiedler auf polnischem Boden handeln, wie sie namentlich in Posen und Westpreußen von der deutschen Ansiedlungskommission angesehen worden sind. Viel häufiger, als man von vornherein glauben möchte, ist sonst die Siedlungsweise nicht das Ergebnis eines freien Entschlusses, sondern des übermächtigen Einflusses natürlicher Verhältnisse. Am besten zu der Landschaft des Weichsellandes paßt wohl das altslavische Straßendorf, in dem ganz gleichartige Häuser zu beiden Seiten der Dorfstraße aufmarschirt sind, schlichte Wohnstätten, auf denen das Auge des Wanderers doch nicht ohne Wohlgefallen ruht, weil ihre Form dem Zweck, dem sie dienen sollen, mit den denkbar geringsten Mitteln in vernunftgemäßer Weise gerecht wird. Bei größeren Gutshöfen, wo die schon halb zur Industrie gewordene Landwirtschaft geräumigere Bauten nötig machte, vermissen wir zumeist jenes harmonische Gepräge, da Spiritusbrennereien und ähnliche Baulichkeiten nicht mehr den Eindruck schier pflanzlicher Bodenwüchsigkeit zu machen pflegen, wie die Häuser der Kleinbauern.

Hinsichtlich der städtischen Siedlungen wiederholt sich auch hier die alte Erfahrung, daß sich die Städte mit den

großen, in endloser Weite verschwimmenden Ebenen nicht recht befreunden können. Spielen doch, wie schon oben bemerkt, die Städte im Gelände eine ähnliche Rolle, wie die Akzente auf den vollen Vokalen der Sprache. Die Küste des Meeres und das Vorland eines in weite Fernen strebenden Gebirges haben für Städtegründer viel mehr Verlockendes als Ebenen, die sich viele Tagereisen weit in ermüdender Gleichförmigkeit ausdehnen. Dazu kam hier noch, daß die Küste des Baltischen Meeres und das Vorland der Karpaten die Wege darstellten, auf denen die Deutschen ostwärts vordrangen, dort auf dem windbeflügelten Meerschiff, hier auf der staubigen Landstraße. So spielte denn Krakau im S eine ganz ähnliche Rolle wie Danzig im N. Un jenes schließt sich die Städtereihe Tarnow, Przemysl, Sambor, Drohobyn usw., während wir hier die Hafenplätze Elbing, Braunsberg, Königsberg und Memel finden. Dabei darf allerdings nicht verkannt werden, daß Küstenstädte zu einander in anderen wirtschaftlichen Beziehungen stehen als die viel mehr mit einander verketteten Glieder binnenländischer Städtereihen.

Immerhin war die Landfeste, die sich zwischen den beiden Städtereihen ausdehnte, viel zu breit, um städtischer Niederlassungen entraten zu können. Auch die wichtigsten Ortschaften der Mitte ordnen sich insofern zu einer Reihe, als wir Frankfurt a. d. Oder, Posen und Warschau in einem Atem nennen müssen. Es sind die Brückenstädte an der großen Heerstraße, die dann weiter ostwärts mitten in das große Moskowitereich hineinstrebt. Diesem Ostweg ist allerdings später starker Wettbewerb entstanden, da Friedrich der Große durch den Bromberger Kanal die Warte mit der Neze verband und so einen brauchbaren Wasserweg zwischen der Oder und Weichsel herstellte. Dadurch wurde die alte Weichselkönigin Thorn in die wichtige

Städtereihe Landsberg, Schneidemühl, Bromberg, Thorn, Ploß, Warschau eingeschaltet.

Dagegen spielten die Ufer der mächtigen Weichsel in der Siedelungsgeschichte des Landes eigentlich lange nicht die wichtige Rolle, die man ihnen wohl von vornherein zuschreiben möchte. Nur an dem Unterlauf des Stromes, wo die Deutschherren in mäßigem Abstände von einander ihre wehrhaften Komtureien aufgeführt hatten, reihte sich bald Stadt an Stadt. Am Mittel- und Oberlauf gelangten dagegen die deutschen Gründungen nicht zu der Entwicklung, die man Städten wie Kasimierz wohl hätte prophezeien mögen. Erst unterhalb von Warschau finden wir ansehnlichere Orte wie Ploß und Bloclawek, während die Festungsbauten der Russen, selbst die scheinbar so günstig gelegene Feste Zwangorod, wie wir noch ausführlicher sehen werden, keine Entwicklung städtischer Gemeinwesen zur Folge hatten.

Dem deutschen Bürger wäre es wohl gelungen, auch den polnischen Märkten über die Stufe bescheidenster Adersstädte hinaus zu höherer Entwicklung zu verhelfen und in den slavischen Umwohnern allerlei Bedürfnisse zu wecken, die ihre Arbeitslust angespornt und zu regerem Tauschhandel geführt hätten. Leider sollte ihm aber die Gelegenheit dazu genommen werden, weil dem polnischen Adel die Geldwirtschaft als Feindin seiner politischen Geltung von Grund aus verhaßt war. Auch die Marktflecken des Landes gedachte der Adel zu seinen selbstsüchtigen Zwecken zu mißbrauchen; im wesentlichen gebrauchte er sie nur als Schankstätten des auf seinen Gütern erzeugten Branntweins, dessen Verkauf für ihn eine der wichtigsten Einnahmequellen bildete. So brauchte eigentlich jeder größere Grundbesitzer seine eigene Stadt. Die Folge davon war eine Anzahl von Zwergstädten, die der Entwicklung wichtiger städtischer Mittelpunkte nur im Wege waren. Mögen diese Siedelungen

auch oft genug den Grundriß der deutschen Kolonialstadt zeigen, Städte im deutschen Sinne sind es doch nicht, denn nach dem Fortzug ihrer Gründer, die sie dazu hätten machen können, walteten dort nur die Ostjuden, die wir kaum als echte, rechte Bürger bezeichnen dürfen.

Im Posener Lande, das bei den polnischen Teilungen an Preußen fiel, lagen die Dinge genau ebenso, aber dort entwickelte die preussische Verwaltung ein solches Maß von Energie, daß schon durch die Zuwanderung ihrer Beamten und der ihnen folgenden Gewerbetreibenden eine große Zahl von Ortschaften höhere Bedeutung gewinnen mußte. Jenseits der Grenze war diese staatliche Energie seit jeher viel geringer, sodaß dort die Siedelungen, welche aus ähnlichen Gründen emporkamen, durch viel größere Zwischenräume getrennt waren. So wurde im Posener Lande durch die deutsche Kulturarbeit schließlich auch ein polnischer Mittelstand großgezogen, der sich in unseren Tagen des gewaltigen kulturellen Abstandes zwischen dem preussischen und russischen Polen zu seinem Schrecken bewußt wurde, eine Erkenntnis, die auf den Deutschen nach allen Verlästerungen seiner Maßnahmen fast komisch wirken mußte. Bei der russischen Verwaltung sind Folgeerscheinungen, wie wir sie soeben schilderten, so gut wie ganz ausgeblieben.

Weil die Lebensbedingungen der Städte in dem vorwiegend Ackerbau treibenden Lande letzten Endes überall so ziemlich gleich waren, ergab sich daraus auch eine recht gleichmäßige Verteilung der größeren Siedelungen. So vermag denn der Kartenzeichner die Karte unsres Erdraums recht gleichmäßig mit Ortschaften zu besetzen. Kalisch, Plock, Lomza, Siedlce, Lublin, Radom, Kielce und Petrikau haben sich so gleichmäßig über das Gebiet verteilt wie Soldaten, die auf Befehl des Führers unter einander den gleichen Abstand innehalten sollen.

Aber auch diese wichtigeren Städte sind über ein bescheidenes Mittelmaß nicht hinausgekommen. Aller Glanz und alle Pracht des Landes scheinen sich in Warschau vereinigt zu haben, so daß auch Polen keine Ausnahme von der Regel macht, daß gerade solche Erdräume, in denen die städtische Kultur im allgemeinen arg darniederliegt, stattliche, zentral gelegene Hauptstädte besitzen. Warschau selber war zu allen Zeiten eine Stadt weitreichender Beziehungen. Um das zu erkennen, brauchen wir nur von der russischen Kathedrale zu den Schlössern der sächsischen Polenkönige zu pilgern. Aber eine Stadt von besonders ausgeprägter nationaler Eigenart konnte Warschau bei dieser Entwicklung nicht werden. Gerade so wie Prag, nur in sehr viel dürftigerer Weise, stellt es ein Konglomerat fremder Kulturbestandteile dar, das viel mehr von außen her mit Blut versorgt wurde als daß es selber den abseits gelegenen Teilen des polnischen Siedlungsgebietes starke Kultureinflüsse vermittelte hätte.

Als die größeren Siedelungen jenes Polens, dessen Kinder neben dem Ackerbau nur bescheidenen Handel trieben, bereits entstanden waren und die weite Fläche, wenn auch recht dünn, so doch gleichmäßig genug besetzt hatten, begannen andere Einflüsse sich geltend zu machen. Von Oher rechte Rußland seine Wehr weit hinein in das Zartum, aus dem das Gebot des Siegers nach den unglücklichen Aufständen die russischen Weichselgouvernements gemacht hatte, und in der Warschauer Gegend entstand jene Gruppe von Festungen, die wir mit einer gepanzerten Faust vergleichen könnten, welche das Antlitz des westlichen Nachbarn bedrohte. Der Militärschriftsteller wird den großen Festungs-, Eisenbahn- und Straßenbauten, die hier geschaffen wurden, eine gewisse bewundernde Anerkennung wohl nicht versagen können, doch bewiesen die Russen gerade bei diesem Werk, wie wenig sie zu geistiger und kultureller Durchdrin-

gung erobertter Länder befähigt waren. Welche tiefen Wurzeln schlug nicht die römische Kultur im Weichbilde der alten Standlager, und wie schnell erblühten doch die deutschen Städte, über welche die Warttürme der Ordens-Lomtureien hinwegschauten! Im Banne der Festungswerke von Zwangorod und Nowogeorgiewsk entfaltete sich kein städtisches Leben, fand nur der Kriegsmann die schmucklose Wohnstatt des Soldaten. So blieben diese Gründungen Fremdkörper im Weichsellande, und als ihre Garnisonen gen O zogen, waren die Festungen leere Gehäuse ohne irgendwelchen völkischen Inhalt.

Während von O her die Krieger der Moskowiter ins Land kamen, vollzog sich von W her eine friedliche Einwanderung westlichen Kapitals und deutscher Arbeiter. An der Dreikaiseredede erkennen wir darin nur die logischen Folgen der natürlichen Voraussetzungen. Da die reichen Kohlenlager, ohne der politischen Grenzen zu achten, von Oberschlesien her nach Polen hinüberreichen und auch manche Erzlagerrstätten den Bergmann lockten, wanderten die industriellen Unternehmer über die Grenze und wetteiferten in Bendzin und Dombrowa mit ihren Berufsgenossen in Gleiwitz und Königshütte. Auch die Gliederung der Bevölkerung ist hüten wie drüben so ziemlich dieselbe. Während die Arbeiterschaft größtenteils slavischer Herkunft ist, sind die kaufmännischen und technischen Leiter der Werke überwiegend deutschen Blutes. So finden wir einen starken deutschen Einfluß, der aber zahlenmäßig in der Bevölkerungsstatistik nur wenig zum Ausdruck gelangt.

Hier an der Dreikaiseredede vermag sich der Wirtschaftsgeograph, der überall nach den Gründen sucht, welche das Aufkommen bestimmter Gewerbe an besonderen Erdstellen notwendigerweise zur Folge haben mußten, über alle solche Zusammenhänge leicht Rechenschaft zu geben. Dagegen verweigert die Mutter Erde in dem Gouvernement Petri-

kau auf die Frage, warum gerade an dieser Stelle die gewaltige Textilindustrie von Lodz und Umgegend entstehen mußte, dem Forscher jegliche Antwort. Nur der Wirtschaftshistoriker vermag solche Fragen zu beantworten. Er erzählt uns davon, wie in Folge der Zollpolitik der russischen Regierung die Weber über die Grenze wanderten, um nunmehr auf russischem Boden den billig eingeführten Rohstoff zu den Waren zu verarbeiten, deren das Riesenreich bedurfte, und so die Steuerersparnis auf ihrem Gewinnkonto zu verbuchen. Das Gelände, in dem diese Fabriken emporkamen, erleichterte deren Bau nur insofern als es fast durchgängig aus ganz leichtem Ackerboden besteht, dessen Ankauf von dem Unternehmer nicht allzu hohe Opfer erheischte. So macht auch dies Industriegebiet keine Ausnahme von der Regel, daß das Wachstum der modernen Schlotenwälder nur selten den Landmann zu empfindlichen Opfern nötigt.

Die wirtschaftlichen Aufgaben, welche die Einwohner der Fabrikstädte zu lösen hatten, waren riesengroß, in kultureller Hinsicht blieb aber das Gebiet trotz des Surrens der Spindeln, des Stampfens der Maschinen beinahe Ödland. Auch hier wurde die Erfahrung bestätigt, daß der Fabrikarbeiter dort, wo er aus dem Organismus des Volkskörpers losgelöst ist, sich nur selten selbstloser Förderung durch den Unternehmer zu erfreuen hat. Anderenfalls wird solche Forderung oft genug durch die öffentliche Meinung erzwungen, so daß der Unternehmer um seiner menschlichen Geltung willen zu mancher Maßregel schreitet, die der Kaufmann in ihm sich hart genug abringen muß. In der Fremde fehlt solcher Antrieb, und die arbeitende Bevölkerung kommt bei dem lässigen Behenlassen aller nicht durchaus geschäftlichen Dinge nur schlecht auf ihre Rechnung.

Auf solche Gründe ist es auch zurückzuführen, daß die geräumigen Heimstätten der Lodzer Industrie sich nicht zu

dem entwickelt haben, was wir Deutschen unter einer Stadt verstehen. Um das zu erkennen, braucht man nur ihre Marktplätze, die Wohnstätten der Behörden und die Baulichkeiten der Schulen mit denen rheinischer und westfälischer Städte zu vergleichen. Auch dort mochte mancher Millionär, mancher selbstsüchtige Aesthet den Grundsatz beherzigen: *Odi profanum volgus et arceo*, die Allgemeinheit aber wurde durch ethische Gesichtspunkte zu mancher Maßregel veranlaßt, welche die einzelnen Bestandteile der Bevölkerung einander näher brachte. In Lodz lebten dagegen die reichen Fabrikanten in ihren schmucken Villen und die Arbeiter in ihren garstigen Mietskasernen wie in zwei verschiedenen Welten.

Der große Krieg hat der polnischen Industrie schwere, schwere Wunden geschlagen, und überall steht heute der Bürger vor deren Wiederaufbau, ja, vor ihrem Neubau. Wer die Geschichte Polens kennt, wird auch unsere Überzeugung teilen, daß diese Arbeit weit über die Kräfte des polnischen Volkes gehen dürfte. Darum schießen wir auch wohl nicht über das Ziel hinaus, wenn wir die Behauptung aufstellen, das Glück Neupolens werde in direktem Verhältnis zu dem Maß der Arbeitsleistung stehen, das die polnische Regierung den deutschen Unternehmern, den deutschen Arbeitern gönnen wird.

Kapitel 6.

Das Wirtschaftsleben des Weichsellandes.

Das polnische Wirtschaftsleben gerade in unseren Tagen zu schildern, ist eine mißliche Aufgabe. Durch den großen Weltkrieg ist das Alte zerschlagen, und niemand kann heute, wo sich kaum die ersten Spuren neuen Lebens zeigen, irgendwie vorhersagen, wie sich diese Anfänge entwickeln werden.

Im allgemeinen dürfte man wohl nicht in der Annahme fehlgehen, daß die Landwirtschaft in Neupolen vorläufig eine noch größere Rolle spielen wird als in den russischen Weichseldepartements, da die polnische Industrie durch die politischen Wandlungen von ihren alten Absatzgebieten ganz und gar getrennt worden ist.

Wegen der großen Rolle, die der grundbesitzende Adel in der polnischen Geschichte gespielt hat, neigt der Landfremde dazu, die Bedeutung des polnischen Großgrundbesitzes zu überschätzen, weil einem die Worte Magnat und Schlachtzitz beständig im Ohre liegen. Dennoch ist diese Auffassung grundfalsch. Die eigentliche Heimat der Schlachta ist das Kolonialland im Nordosten. Dort saßen die Schlachtzitzen aber durchaus nicht etwa auf Latifundien, sondern auf Bauerngütern mittlerer Größe, und auch die meisten Magnaten des Weichsellandes hätte man, abgesehen von wenigen Ausnahmen, in Nordostdeutschland nur als mittelmäßig begüterte Gutsbesitzer gelten lassen.

Nicht unter dem Vorherrschen des Großgrundbesitzes hatte das Weichselland in wirtschaftlicher Hinsicht zu leiden,

sondern ganz im Gegentheil unter der allzugroßen Zerstückelung der zahllosen bäuerlichen Stellen.

Raum irgendwo in der Welt hat der Bauernstand eine solche Leidensgeschichte hinter sich wie gerade in Polen, wo der Adel im achtzehnten Jahrhundert die Bauern fast zu Arbeitstieren herabgewürdigt hatte, so daß Zustände eintraten, in denen man es nicht als Menschenlästerung auffaßte, wenn auf den Reichstagen der Schulunterricht der Bauernkinder als „der gemeinen Freiheit widerstreitend“ abgeschafft wurde.

Auch die Bauernbefreiung, die seitens der russischen Regierung um die Mitte des 19. Jahrhunderts vorgenommen wurde, konnte dem polnischen Bauern nur wenig helfen. Hatte ihm früher die persönliche Freiheit nichts genutzt, weil seine wirtschaftliche Lage zu gedrückt blieb, so mußte ihm jetzt auch das freie Eigentum nur wenig, weil der ihm überantwortete freie Besitz viel zu klein war. Weit davon entfernt, sich durch Gründe edler Menschlichkeit zu diesen Maßnahmen bestimmen zu lassen, schritt die russische Regierung nur deshalb zur Gründung freien bäuerlichen Eigentums, weil sie den grundbesitzenden Adel und den Bauernstand für immer mit einander verfeinden wollte. Deshalb erhielten die Bauern einen so geringen Eigenbesitz, daß er zum Unterhalt einer zahlreichen Familie keinesfalls ausreichen konnte. Dafür wurden sie auf allerlei Nutzungen am Gutslande angewiesen, die dessen Wert so verringerten, daß der Gutsherr in den Bauern unerträgliche Schmarotzer erblicken mußte. Dabei lag das Bauernland in der Regel noch in winzigen Fehden an allen Ecken des alten Gutsbezirks verstreut, so daß der Weg zur Arbeitsstätte viel kostbare Zeit verschlang und ein vernünftiger Wirtschaftsplan ganz unmöglich wurde.

Aber trotz allen wirtschaftlichen Mißständen bewährten die polnischen Bauernfamilien auch fürderhin ihren alten

Ruhm des Kinderreichthums. Das mußte unter solchen Verhältnissen zur Übervölkerung führen, und diese trieb trotz des Aufschwungs der Industrie Jahr für Jahr Hunderttausende als Saisonarbeiter in die Fremde. Dabei müssen wir die Heimatsliebe dieser unsteten Menschen preisend hervorheben; leitete sie doch in der Regel der einzige Gedanke, die im Auslande gemachten Ersparnisse zur Vergrößerung ihrer winzigen Besitzungen anzulegen.

Von einer Wirtschaftsform, die den praktischen Erfahrungen unserer Zeit halbwegs entsprochen hätte, konnte auf diesen Zwerghöfen keine Rede sein. Daß es in der Hinsicht wirklich schlimm gestanden haben muß, beweist schon die Tatsache, daß die durchschnittlichen Ernteerträge auf dem Bauernland der Provinz Posen bei manchen Feldfrüchten mehr als doppelt so hoch waren wie jenseits der polnischen Grenze.

Weit besser lagen diese Dinge bei dem Großgrundbesitz. Auch er stand zwar hinsichtlich der Intensität der Wirtschaft hinter den Deutschen weit zurück, doch zeigt schon die große Zahl der Zuckerfabriken (53), daß man auf dem besten Wege war, neue Bahnen einzuschlagen. Außerdem durfte man von den polnischen Gutsbesitzern auch nicht allzuviel verlangen. Während in dem Deutschen Reich die Zollpolitik des Staates der Landwirtschaft wirksame Hilfe leistete, hatte der polnische Gutsbesitzer unter dem Wettbewerb der russischen Erzeugnisse schwer zu leiden, so daß viele Verbesserungen nicht etwa aus Trägheit, sondern aus Geldmangel unterblieben. Wo den Gutsherren Baareinnahmen zuflossen, wie durch Landverkauf an die früheren Gutsbauern, fanden sie in der Regel auch sofort zu allerlei wirtschaftlichen Maßnahmen Verwendung.

Selbst um den Viehstapel sah es im Weichsellande übel aus. Selbstverständlich hat der Weltkrieg unter den Beständen fürchterlich aufgeräumt, aber es wäre doch ver-

kehrt, alle Mängel auf ihn zurückzuführen. Wir Deutschen denken bei dem Wort Kleinbauer gleich an den gestüllten Schweinestall; ist es doch wohlbekannt, daß neulich in der Kriegszeit manche Instleute auf ostpreussischen Gütern gerade durch Schweinezucht sehr ansehnliche Summen verdient haben. In Polen war dagegen die Zahl der Schweine seit jeher sehr gering, da die kümmerliche Grünwirtschaft den Besitzern der Zwerghöfe keine Mittel zur Mast der kostbaren Grunzer liefern konnte. Großvieh zu halten, lohnte sich schon deshalb nicht recht, weil das Fleisch billig war und infolge der russischen Einfuhr im Preise nicht steigen wollte. Auch an Wiesenland fehlte es, weil kaum eins der vielen Flüßchen ordentlich reguliert war und fortwährende Überschwemmungen den Graswuchs schädigten. Dabei war diesem Schaden mitunter so leicht abzuhelfen, daß schon in der kurzen Zeit der deutschen Besetzung wesentlicher Nutzen gestiftet werden konnte.

So standen die Dinge bei dem Beginn des großen Weltkrieges. Mittlerweile haben sich die Besitzverteilung, die Absatzmöglichkeiten, kurz gesagt, alle wirtschaftlichen Voraussetzungen des Ackerbaues, sehr wesentlich geändert. Man wird daher der polnischen Landwirtschaft Zeit gönnen müssen, sich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen. Heutzutage wäre es müßig, schon irgendwelche Zukunftsbilder zeichnen zu wollen. Beschränken wir uns auf die Feststellung, daß die Gaue des Weichsellandes fruchtbar genug sind, um bei planvoller Wirtschaft reiche Erträge zu liefern und die ernste Bemühung des Landmannes freigiebig zu belohnen.

Daß das Handwerk in Polen nicht vorwärts kam, ließ sich bei der Vernichtung des deutschen Bürgerstandes durch den selbstsüchtigen Adel nicht anders erwarten. Der Ostjude vermochte wohl die dürftigsten Arbeiten eines oberflächlich geschulten Handwerkers zu liefern, war aber nicht

instande, dem Handwerk zu der sozialen Stellung und der technischen Schulung zu verhelfen, deren es sich im deutschen Mitteleuropa erfreute.

Viel besser waren die Aussichten für den Bergwerksbetrieb und die Industrie. Weil die Kohlenflöze Oberschlesiens auch noch auf polnisches Gebiet hinüberreichen, machte man sich dort schon frühzeitig daran, diese Schätze auszunutzen, die um so wertvoller waren, als man schon sehr weit nach O bis in das Gebiet des Donez wandern mußte, um die nächsten Fundstätten der schwarzen Diamanten zu erreichen. So blieb denn auch beinahe alle geförderte Kohle in Polen selbst. Leider kam ihr Transport trotzdem bei dem Mangel an Wasserstraßen schon recht teuer zu stehen. Ein anderer Mangel der polnischen Kohle besteht darin, daß sie sich nicht zur Herstellung von Gas verwenden läßt, so daß noch etwa 22 Prozent der in Polen geförderten Kohlenmenge aus Oberschlesien eingeführt werden mußten. Wenn man erwägt, daß der für Oberschlesien berechnete Kohlenvorrat 165 Milliarden Tonnen beträgt, während in Kongresspolen nur etwa 2,4 Milliarden Tonnen lagern sollen, versteht man die Sehnsucht der Polen nach dem Besitz Oberschlesiens. Doch dürften die polnischen Kohlenvorräte stark unterschätzt werden, weil man dort bisher nur an der Oberfläche geteufelt hat. Neben den fast sieben Millionen Tonnen Steinkohlen, die vor dem Weltkriege jährlich in Kongresspolen gefördert wurden, kamen die 135 000 Tonnen Braunkohlen, welche namentlich die Miogängebiete bei Warschau und Lodz lieferten, kaum irgendwie in Betracht.

Von höchster Bedeutung ist dagegen der Umstand, daß, ähnlich wie im Ruhrkohlengebiet und in Schlesien, auch in Südwestpolen Kohle und Eisenerze sich so dicht bei einander finden, daß sie selbender in denselben Hochofen wandern können. Auch für die Erzförderung kommt vor allem der SW des Landes, die Gegend von Bendzin, Olkusz und

Czenstochau, inbetracht, aber auch bei Kielce und Radom sind große Erzvorräte erschlossen worden. Eine jährliche Erzförderung von etwa 300 000 Tonnen, wie wir sie in Kongresspolen finden, läßt sich zwar mit den entsprechenden Zahlen der Hauptindustrielländer noch lange nicht vergleichen, doch gewährt sie der Industrie des Ackerbaulandes einen sehr wesentlichen Rückhalt. Außer den im Lande selbst geförderten Eisenerzen wurden noch gewaltige Mengen südrussischer Eisenerze eingeführt, so daß vor dem Weltkrieg jährlich fast eine Million Tonnen Eisenerz und andere Schmelzstoffe in die polnischen Hochofen wanderten, wodurch rund 20 000 Arbeiter Beschäftigung fanden. Diese leisteten ihren Kameraden in der Maschinenindustrie und verwandten Berufen wesentliche Dienste und ermöglichten jene Ausdehnung der Metallindustrie, bei der 62 000 Arbeiter Verwendung fanden. Diese erzeugten Waren im Werte von 115 Millionen Rubel, die zu vier Fünfteln nach Rußland gingen. So herrschte bei dem Ausbruch des Weltkrieges reges Leben auf dem Gebiet der Metallindustrie, und die Nationalpolen mochten nur bedauern, daß ein sehr großer Teil des Kapitalgewinnes in das Ausland ging und die technischen Beamten noch immer blutsfremde Einwanderer zu sein pflegten.

Trotz alledem kann die Metallindustrie sich an Bedeutung noch lange nicht mit der Textilindustrie messen, welche die zweieinhalbfache Zahl von Arbeitern beschäftigte und noch wesentlicher Ausdehnung fähig zu sein schien. Aber gerade bei der Textilindustrie muß man mit der schon so oft betonten Tatsache rechnen, daß die Verhältnisse der Vergangenheit kaum irgendeinen Fingerzeig für die Zukunft bieten können. Um zu zeigen, wie tief der politische Wandel gerade hier in das polnische Wirtschaftsleben einschneidet, genügt es, daran zu erinnern, daß fast alle Erzeugnisse dieses Industriezweiges in Rußland Absatz fanden, wo sie den

Markt bis weit nach Sibirien hinein beherrschten. Daneben könnte man hier noch darauf hinweisen, daß im Jahre 1910 allein im Gouvernement Petrikau rund 750 000 Pud mittelasiatischer Baumwolle verarbeitet wurden. Wo liegt heute Petrikau und wo die mittelasiatischen Baumwollpflanzungen Rußlands? In zwei ganz verschiedenen Welten, zwischen denen vermutlich auf lange hinaus alle Brücken fehlen werden.

Fast mit einem Gefühl des Befremdens müssen wir die Tatsache verzeichnen, daß Rußland, das sonst so energielose und weichliche, auf diesen Gebieten tatkräftige Arbeit geleistet hat und durch die folgenschwere Verordnung vom 18. Sept. 1820, welche die Ansiedlung fremder Fabrikanten auf polnischer Erde ganz wesentlich erleichterte, eine starke Einwanderung sächsischer und böhmischer Weber veranlaßte. Sie und ihre Nachzügler und Nachkommen haben es zuwege gebracht, daß die Stadt Lodz von 1820—1912 von 800 Einwohnern bis auf 500 000 gewachsen ist, und daß bei dem Ausbruch des Weltkrieges in Polen wohl 50 000 Webstühle in Betrieb waren. Dabei blieb die Textilindustrie nicht auf den Lodzer Bezirk beschränkt, sondern erwuchs auch in dem schlesischen Grenzgebiet (Bendzin und Czenstochau) und in Warschau (Zyrardow) zu großer Bedeutung. Auch beschränkt sich die Fabrikation nicht etwa auf Baumwollwaren, sondern liefert auch große Mengen von Woll- und Flachsgeweben. Die Baumwollindustrie lieferte etwa 20 Prozent, die Wollweberei 80 Prozent der russischen Erzeugung. Dabei hatte bei der Baumwollweberei der Großbetrieb allen Wettbewerb vernichtet, während an der Wollindustrie nach wie vor Heimarbeit und Hausindustrie regen Anteil nahmen. Verhielt sich die Zahl der Arbeiter, welche bei der Metallverarbeitung beschäftigt wurden, zu jener der Textilgewerbe wie 2 : 5, so war das Verhältnis der von ihnen geschaffenen Werte etwa 1 : 3 (115 und 340 Millionen Rubel).

Manche andere Erwerbszweige (Herrenkonfektion, Teppichweberei u. a. m.) wurden durch die geringe Höhe des Volkswohlstands an der rechten Entwicklung gehindert, da die Warenerzeuger mit der Armut ihres Kundenkreises rechnen mußten. So stellten die jüdischen Herrenschneider Warschaws zwar große Mengen von Herrenkleidern her, vermochten aber nur den Ansprüchen sehr bescheidener Käufer zu genügen. Um so mehr blühte in der Hauptstadt des Weichsellandes die Zuckerbäckerei, sind doch die Polen, wie die meisten Slaven, seit jeher große Leckermäuler gewesen.

Mittlerweile ist über das ganze gewerbliche Leben des Weichsellandes, das sich so verheißungsvoll entwickelt hatte, die Kriegsfurie hinweggebraust und hat nur Trümmer und Zerstörung hinter sich gelassen. So könnten wir auch für diese Ausführungen über das polnische Wirtschaftsleben den Leitsatz wählen: „Es war einmal!“ Ob wohl Neupolen bei dem Wiederaufbau seines gewerblichen Lebens aus der Tatsache, daß es die fleißigsten Industriearbeiter des Kontinents zu seinen westlichen Nachbarn hat, zum Nutz und Frommen beider Völker die rechten Folgerungen ziehen wird? —

Kapitel 7.

Die Verkehrswege des Weichsellandes.

Immer wieder und wieder müssen wir in diesem Buchlein das Stromgebiet der Weichsel als ein Zwischen-, ein Übergangsland bezeichnen. Danach könnte man voreilig schließen, daß es, um der Vermittelung zwischen O und W recht dienen zu können, von einer großen Zahl lebhafter Verkehrswege durchschnitten werde. Diese Annahme führt jedoch völlig irre. Allerdings ziehen quer durch das Weichselland eine ganze Reihe von Straßen gen O, vor allem die alte Heerstraße, die Berlin über Landsberg, Schneidemühl, Ronitz, Dirschau usw. mit Rußland verbindet, jener alte Ostweg, dessen Flußübergänge durch die Brückenstädte Frankfurt a. d. Oder, Posen und Warschau bezeichnet werden, und die große Straße nach dem Südosten Europas, welche im nördlichen Vorland der Karpaten, dessen wichtige Städtereihe mit einander verbindend, Wolhynien und der Ukraine zustrebt. Doch darf man sich diese Straßen nicht allzu belebt vorstellen. Der nördlichen Heerstraße erwächst seit jeher schwerer Wettbewerb durch den Schiffsverkehr auf der Ostsee; zwischen den Ländern, welche die südliche Straße mit einander verbindet, sind niemals so gar viele geistige und stoffliche Güter getauscht worden, und östlich von dem mittleren Weichsellande dehnten sich die Rokitnosümpfe, noch vor kurzem das größte Sdlandgebiet, das sich in den gemäßigten Breiten unseres Erdteils findet.

Der breite Wasserweg der Weichsel verläuft beinahe senkrecht zu jenen Heerstraßen. Seine Bedeutung richtig einzuschätzen ist nicht ganz leicht. Namentlich in früheren Zeiten schwammen fast alle Ausfuhrsgüter des Weichsellandes auf dem gelbbraunen Rücken des Stromes zur Ostsee, wo das handels- und gewerbereiche Danzig an der Pforte des Weichsellandes Wache hielt, und noch heutzutage verschwindet zur Sommerszeit die eisende Woge an den Weichselstädten beinahe unter den unabsehbaren Flößen kupferbrauner Kiefernstämme, die namentlich vom Bug und Narew her dem Bromberger Kanal und dem Danziger Hafen zustreben. Um so geringer war dagegen zu allen Zeiten der Personenverkehr auf dem Fluß. Schon von ihm reden wollen, heißt eigentlich übertreiben, denn von einem Dampferverkehr, wie ihn der Rhein und die Elbe zeigen, ist auf der Weichsel nie die Rede gewesen. Den Deutschen zog nichts nach dem slavischen Sprachgebiet, und für den Polen bedeutete der eingedeutschte Küstenstrich eine fremde Welt, die ihm unheimlich und feindlich erschien. Danzig und Warschau liegen näher beieinander als Stettin und Breslau. Ob wir mit der Behauptung, daß mindestens zehnmal so viel Stettiner in Breslau gewesen sind als Danziger in Warschau, wohl an dem Ziel vorbeischöffen? —

Allerdings müssen wir immer berücksichtigen, daß sich in dem Weichsellande der Verkehr nicht frei entwickeln konnte, sondern alle Verkehrsangelegenheiten von übermächtigen politischen Einflüssen beherrscht wurden. Die Verkehrspolitik des raumgewaltigen Moskowiterreichs bestand aber letzten Endes darin, jeden Verkehr zwischen dem Weichsellande und Mitteleuropa zu unterbinden, weil man fürchtete, aus Deutschland könnten die liberalen Ideen einer neuen Zeit eingeführt werden, welche auf die rückständige Despotie des Ostens wie ein auflösendes Gift wirken mußten.

Wie in der Verteilung der Siedelungen, pflegt auch in der Richtung der Hauptverkehrsstraßen weniger die Willkür der Menschen als der Sinn der Erde zum Ausdruck zu kommen. Einem Menschen, der physikalische Karten zu lesen versteht, würde es in den meisten Fällen nicht schwer fallen, uns anzugeben, wo sich in einem bestimmten Gebiet die wichtigsten Siedelungen entwickeln mußten, und welche Richtung den Hauptstraßen von der Natur selber vorgeschrieben wurde. Hinsichtlich der Chausseen würde er auch bei Polen wohl nicht allzu viele Fehlschlüsse machen, wenn er erst einmal wüßte, wo er den städtischen Mittelpunkt des Weichsellandes zu suchen hätte, was aber die Eisenbahnen angeht, müßte er wirklich Hellscher sein, um sich eine auch nur einigermaßen zutreffende Vorstellung von dem polnischen Eisenbahnnetze zu bilden, kam doch bei dessen Ausbau nicht die Logik der Tatsachen, sondern der unwiderstehliche Machtwille eines fremden Herrn zum Ausdruck.

Die wichtigsten Chausseen des Polenlandes bilden einen von Warschau ausstrahlenden Stern. Der nach N strebenden Heerstraße Warschau—Mawa entspricht der nach S führende Weg Warschau—Radom—Kielce, welcher den Verkehr mit Oberschlesien und den Ländern der Donaumonarchie vermittelt.

Senkrecht dazu verläuft die große Staatschaussee Kalisch—Warschau—Brest Litowsk, die sich zwischen Kalisch und Lowicz zwiefach gabelt. Außer diesen Chausseen finden wir noch eine nach NO und eine nach SO führende Hauptstraße. Jene verbindet Warschau über Lomza mit Litauen, diese führt über Lublin nach Ostgalizien und den Randländern des Schwarzen Meeres.

Weil bei der Weitmaschigkeit des Eisenbahnnetzes die Hauptstraßen in Polen eine ganz andere Rolle spielen als in Mitteleuropa, sollte man annehmen, daß für ihren muster-gültigen Ausbau und ihre rechtzeitige Ausbesserung alles

Mögliche getan werde. In Wirklichkeit kann man, abgesehen von jenen Strecken, denen der russische Generalstab besondere strategische Bedeutung zuschrieb, eher das Gegenteil behaupten. Wie wir schon an früherer Stelle hervorhoben, ist das Aussehen der Straßen von größtem Einfluß auf das landschaftliche Gepräge, zumal der Ebene. Während schattige Alleen das Gelände freundlich und wohnlich erscheinen lassen, verleihen ihm breite, im Haideland sich verlierende Wege, denen der Schmuck laubreicher Straßenbäume fehlt, etwas Unheimliches und Schwermütiges. Der Maler kann auch an einer solchen Heerstraße sein Wohlgefallen haben, wenn der Westen purpurn loht und die Judenvägelchen vor dem Wanderer riesengroße Silhouetten an den flammenden Abendhimmel zeichnen, aber für frohe Wanderlieder ist auf ihr kaum der rechte Ort.

Und doch mußten diese Straßen, die in der Regenzeit oft in fast unabsehbaren Pfützen ertrinken und im Hochsommer mitunter rechte Tromben grauen Staubes den ratternden Gefährten nachsenden, einen gar gewaltigen Verkehr bewältigen, der in solcher Ausdehnung nur durch die Anspruchslosigkeit der Fuhrleute ermöglicht wurde, schien doch gerade Lodz den Beweis erbringen zu wollen, daß nicht weit von dem Herzen Mitteleuropas noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein gewaltiges Industriezentrum entstehen könne, ohne die Eisenbahntechnik irgendwie behelligen zu müssen.

Aus dem Eisenbahnetz allein den Verlauf der politischen Grenzen Westdeutschlands bestimmen zu wollen, wäre wohl ein Ding der Unmöglichkeit. Hinsichtlich der ostdeutschen Grenzen könnte dieses Kunststück schon ein einigermaßen heller Volksschüler zustande bringen, handelt es sich doch hier bei den Eisenbahnen nicht um ein einheitliches, über die Grenze hinwegreichendes Nervensystem, sondern

um zwei Systeme, die nur kümmerlich mit einander verbunden sind.

Nach dem Stande der Landeskultur sollte man vermehren, daß der gewerbreiche, dichter besiedelte W und SW des Weichsellandes auch ein besonders dichtes Eisenbahnetz besäßen, dessen Maschen nach O zu immer weiter und weiter würden. In Wirklichkeit ist das Gegenteil der Fall, denn die Eisenbahntechniker hatten sich bei ihren Neubauten beinahe ausschließlich um strategische Gesichtspunkte gekümmert. So tat man denn alles Mögliche, um die gewaltige Festungsgruppe am Zusammenfluß der Weichsel und des Bug—Narew mit dem Inneren des Riesenreiches zu verbinden, aber an den Ausbau solcher Linien, die von Warschau nach den Hauptstädten Mitteleuropas führen sollten, hatte man um so weniger Interesse. Daher brachte man wohl das Kunststück zuwege, von Warschau aus eine gradlinige Bahnlinie quer durch die städte- und menschenarmen Rokitnosümpfe zu bauen, aber eine von der polnischen Hauptstadt straks nach W strebende Schnellzuglinie war noch am Ende des 19. Jahrhunderts ein schöner Zukunftsraum geblieben, und erst im Jahre 1903 wurde jene Eisenbahn in Betrieb genommen, die über Lodz und Kalisch nach Ostrowo führt.

Solange bildete eigentlich die Warschau—Wiener Bahn, die zur Dreikaiserecke und dem Jablunkapafz führt, den einzigen Schienenstrang, der Warschau mit Mitteleuropa verband. Er konnte sich dieser Aufgabe um so besser entledigen, als er die einzige Bahnlinie des Landes war, die man mit mitteleuropäischer Spurweite erbaut hatte.

Auch da, wo Bahnlinien vorhanden waren, durfte man deren Bedeutung nicht überschätzen. Großes leisteten sie höchstens in der Kunst, die gestellten Aufgaben mit den bescheidensten Mitteln erreichen zu wollen. Ob den Reisen-

den, die sich von dem Marienburg—Mawa—Warschauer Bähnlein ins Herz des Weichsellandes hineinrütteln ließen, wohl gar so oft der Gedanke gekommen ist, daß man diese Bahnstrecke in mehr als einer Hinsicht mit dem Schienenstrang vergleichen könnte, die von Berlin nach dem großen Hafen an der Elbemündung führt? —

Bis zu dem großen Weltkriege wurde die ostpreussische Grenze zwischen Cydtukhnen und Ilowo von keiner einzigen Eisenbahnlinie überschritten. Diese Strecke ist nicht viel kürzer als die ganze Südgrenze Schlesiens oder Sachsens. Noch größer war die Entfernung zwischen Alexandrowo und der Dreikaiserecke, die bis 1903 ohne jeden Bahnübergang geblieben war.

Diese unsägliche Rückständigkeit könnte uns wenigstens einigermaßen erklärlich erscheinen, wenn das Weichselland über ein dichtes Netz brauchbarer Wasserstraßen verfügte. Aber auch darum ist es schlecht bestellt. Gerade die größten Industriegebiete lagen abseits von allen Wasserwegen, und selbst die mächtige Weichsel darf man nur sehr bedingungsweise als Wasserstraße ansprechen, da jenseits der alten preussischen Staatsgrenze die Regulierungsbauten so spärlich und planlos vorgenommen wurden, daß die Stromschiffahrt auf wenige Sommermonate beschränkt blieb. Kein Weichselschiffer, der bei Danzig sein riesiges Segel hochzog, konnte mit einiger Sicherheit voraussagen, ob er in der in Aussicht genommenen Zeit sein Ziel auch wirklich erreichen würde.

Durch den Weltkrieg hat sich mit der politischen auch die wirtschaftspolitische Lage Polens ganz und gar geändert. Für die Benutzung der strategischen Bahnen, welche von Rußland den Weichselsefestungen zustreben, sind alle politischen Voraussetzungen hinfällig geworden. Sie führen heute geradenwegs hinein in ein Feindesland, mit

dem zur Zeit jeder Verkehr abgebrochen worden ist. Die Krafrichtung in den politischen Nervenbahnen ist hier mittlerweile rückläufig geworden und bewegt sich nicht mehr von O nach W, sondern von W nach O. Dazu hat die entsetzliche Schädigung der polnischen Industrie und ihre Trennung von dem früheren Absatzgebiet im russischen Reich notwendigerweise auch die Warenbewegung auf den nach O führenden Bahnen so gut wie ganz stillgelegt.

Doch nicht alle Wirkungen des Krieges auf das polnische Verkehrswesen waren negativer Art. Die Rücksicht auf ihre eigenen Bedürfnisse zwang die Besatzungstruppen, die Landstraßen zu verbessern und ihr Netz enger zu knüpfen. So hat denn die deutsche Verwaltung 1700 Kilometer Kunststraßen neu gebaut, 4800 Kilometer Landstraßen mit neuer Schotterung versehen und eine Anzahl fester Brücken gebaut. Schmalspurige Stichbahnen erschlossen das Innere der riesengroßen Maschen, die das Eisenbahnetz im NW des Landes noch behalten hatte, und außerdem wurden sowohl im N (Ostrolenka—Ortelsburg, Kolno—Johannisburg, Suwalki—Marggrabowa) als auch ganz besonders im S (Sandomir—Debiża, Lublin—Jaroslaw, Cholm—Lemberg) neue Linien geschaffen, welche die frühere Landesgrenze überschritten. Dadurch wurde endlich auch der fast lächerliche Zustand beseitigt, daß östlich der Dreikaiserecke keine einzige Eisenbahn von Polen nach Galizien führte.

Alle diese Neubauten und Straßenverbesserungen bedeuten für Neupolen eine unschätzbare Mitgift. Aber trotz alledem ist sein Eisenbahnetz noch immer weitmaschig genug und hält selbst mit den Teilen Norddeutschlands keinen Vergleich aus, die, wie Hinterpommern und die großen Haiden des NW, in der Hinsicht am stiefmütterlichsten bedacht sind. Hoffentlich läßt sich Neupolen, sobald es die erste, schwerste Lebenszeit überstanden hat, die Beseitigung

dieses Mangels vor anderem angelegen sein. Wer aus völkischen und politischen Gründen der Förderung des Verkehrs entgegenarbeitete, hat seinen Zweck kaum jemals erreicht, sicherlich aber das eigene Wirtschaftsleben auf das Schwerste geschädigt.

Zusammenstellung der einschlägigen Literatur.

Bei der Zusammenstellung des Literaturverzeichnisses sind nicht unbedingt die sonst üblichen Gesichtspunkte maßgeblich gewesen. Galt es doch, die Hilfsmittel derart namhaft zu machen, daß sie den gebildeten Deutschen auf den Weg zu leiten vermögen, auf dem eine selbständige Beschäftigung mit dem hier behandelten Erdraum am ehesten zu den erstrebten Zielen führt. Auch der erdkundliche Fachmann (wie viele beschäftigten sich bisher mit dem Weichsellande? —) dürfte bei unserem Verfahren auf seine Rechnung kommen, denn es ist leichter, ein schon begonnenes Haus fertigzustellen als die Fundamente eines Neubaus zu legen. Dem Dämon Vollständigkeit brachten wir keine Opfer. Wer eine Menge eigens namhaft gemachter Literatur als im Grunde belanglos enttäuscht aus der Hand legt, bedauert doch nur die verlorene Zeit. Dagegen nahmen wir auch Bücher auf, die nicht streng genommen zum erdkundlichen Schrifttum gehören, dem Leser aber solche Einblicke in die Natur des Landes und seiner Bewohner vergönnen, die sein allgemeines Urteil über diese Dinge auf breitere und sicherere Grundlagen stellen können.

Kartenwerke.

Einen ersten Ueberblick über das hier behandelte Gebiet vermittelt uns Blatt 20 von Sydow—Wagners Methodischem Schulatlas. Höheren Ansprüchen genügen die entsprechenden Blätter des Stieler'schen Handatlas. Große Teile der polnischen Grenzgebiete finden wir auch auf den Blättern der Vogelschen Karte, die das Deutsche Reich im Maßstabe 1:500000 darstellt. Weiteres Kartenmaterial bietet das Handbuch von Polen (Berlin, Dietrich Reimer 1917). Als genauestes Hilfsmittel empfiehlt sich

die Karte des westlichen Rußlands (1:100000), herausgegeben von der kartographischen Abteilung des Stellvertretenden Generalstabs der Armee, Berlin. Die Umgegend von Warschau ist auf einem besonderen Blatt dargestellt und umfaßt einen so großen Flächenraum, daß schon dies eine Blatt einen guten Einblick in die Bodenbeschaffenheit und die Siedelungsverhältnisse des Weichsellandes zu geben vermag.

Die Randgebiete im Westen und Norden.

- L. Grünhagen: Geschichte Schlesiens, Gotha 1884.
R. Weinholt: Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien. Stuttgart 1887.
J. Partsch: Schlesien. Breslau 1896—1911.
R. Fox: Landeskunde von Schlesien. Breslau 1909.
-

- Chr. Meyer: Geschichte der Provinz Posen, Gotha 1891.
L. Schmidt: Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Bromberg 1904.
P. Krißche: Die Provinz Posen. Staßfurt 1907.
H. Schüze: Landeskunde von Posen. Breslau 1911.
F. Kempf: Was das Posener Land erzählt. Breslau 1916.
-

- H. v. Treitschke: Das deutsche Ordensland Preußen. Kleinere Schriften. Leipzig.
Bludau u. Zweck: Preußen, Landes- und Volkskunde Stuttgart 1898 ff.
R. Lohmeyer: Geschichte von Ost- und Westpreußen. I. Gotha 1908.
R. Tornquist: Geologie von Ostpreußen. Berlin 1910.
F. Braun: Landeskunde von Westpreußen. Leipzig 1912.
Geisler: Das deutsche Weichselland. Geographischer Anzeiger 1921.
H. Lullies: Landeskunde v. Ost- u. Westpreußen. Breslau 1912.
H. Heß v. Wichdorff: Masuren. Berlin 1915.
F. Skowronnek: Masurenbuch. Berlin 1916.
-

- P. Sonntag: Geologie von Westpreußen. Berlin 1920.
F. Tegner: Die Slawen in Deutschland. Braunschweig 1902.
Ostdeutscher Almanach: Posen und Stettin 1911.
W. Mitscherlich: Die Ostmark. Leipzig 1911.
G. Braun: Das Ostseegebiet. Leipzig 1912.
Die Deutsche Ostmark, Lissa. 1913.
F. Braun: Die Ostmark. Leipzig 1920.
G. Wegener: Die deutsche Ostseeküste. Bielefeld und Leipzig.
-

- G. Freytag: Soll und Haben.
C. Viebig: Das schlafende Heer.
E. Wichert: Heinrich von Plauen.
Ostpreußische Novellen von Wichert, Sudermann, Skowronnek.
-

- P. Reiche: Deutsche Bücher über Polen. Breslau 1917.
Memel-, Pregel- und Weichselstrom, ihre Stromgebiete
und ihre wichtigsten Nebenflüsse. Eine hydrographische,
wasserwirtschaftliche u. wasserrechtliche Darstellung. Heraus-
gegeben v. H. Keller. 4 Bde. Berlin, Dietrich Reimer. 1899.
R. Michael: Geologischer Aufbau Polens. Handbuch von
Polen. Berlin 1917.
E. Wunderlich: Die Oberflächengestalt Polens. Handbuch
von Polen. Berlin 1917.
J. Kölzer: Das Klima Polens. Handbuch von Polen 1917.
K. Siche: Die klimatische Gliederung Polens. Zeitschr. d.
Ges. f. Erdk. Berlin 1917.
F. Pax: Die Pflanzenwelt Polens. Handbuch von Polen 1917.
J. Waga: Flora polska. Warschau 1847/48.
F. Pax jun.: Die Tierwelt Polens. Handbuch von Polen 1917.
-

- San Marte (A. Schulz): Polens Vorzeit in Dichtung und
Wahrheit. Bromberg 1859.
B. Langhans: Sprachenkarte von Russisch-Polen nach der
ersten amtlichen russischen Volkszählung 1897. Peterm.
Mitt. 1914. II.
A. Schulz: Volkskunde von Polen. Handbuch von Polen 1917.

- C. Wurzbach: Die Sprichwörter der Polen historisch erläutert. Wien 1852.
- A. Gostomski: Polnische Volkslieder. Dresden 1905.
- Seefried-Gulgowski: Von einem unbekanntem Volke in Deutschland. (Die Kassuben.) Berlin 1911.
- Kaplun-Kopan: Ein Bücherverzeichnis zur Wissenschaft des Judentums. Süddeutsche Monatshefte 1917.
- S. J. Agnon u. A. Eliasberg: Das Buch von den polnischen Juden. Berlin 1916.
- H. Löwe: Die jüdisch-deutsche Sprache der Ostjuden. Berlin 1915.
-
- A. Röpell und J. Caro: Geschichte Polens. 5 Bände. Gotha 1840—1848.
- Cl. Brandenburger: Polnische Geschichte. Leipzig 1907.
- E. Missalek: Geschichte Polens. Berlin 1911.
- E. Zivier: Neue Geschichte Polens. Gotha 1915.
- R. F. Raindl: Polen. Leipzig 1916.
-
- H. v. Sydow: Das Königreich Polen. Leipzig 1916.
- Sarmaticus (v. Liebert): Von der Weichsel zum Dnjepr. Hannover 1896.
- M. Friederichsen: Territoriale Entwicklung, Lage und Grenzen Polens. Handbuch von Polen 1917.
- A. Hettner: Das europäische Rußland. Leipzig 1905.
- A. Hettner: Das Königreich Polen. Geogr. Zeitschr. 1917.
-
- J. Partsch: Deutschlands Ostgrenze. Zeitschr. f. Polit. 1915.
- J. Partsch: Der östliche Kriegsschauplatz. Leipzig u. Berlin 1916.
- M. Friederichsen: Die Grenzmarken des europäischen Rußlands. Hamburg 1915.
-
- H. Präsent: Besiedlung und Bevölkerung Polens. Handbuch von Polen 1917.
- E. Zechlin: Die Bevölkerungs- und Grundbesitzverteilung im Zartum Polen 1916.
- Th. Arldt: Die Ausbreitung der Slawen. Osteurop. Zuk. 1916.

- E. v. Komer: Die Gesamtzahl der Polen. Wien 1917.
A. Faure: Die Deutschen in Russisch-Polen. Deutsche Erde 1907.
G. Cardinal v. Widdern: Polnische Eroberungszüge im heutigen Deutschland. Berlin 1913.
A. Geiser: Die Zukunft des Deutschtums in Polen. Deutschtum im Ausland 1917.
K. Volker: Protestantismus in Polen auf Grund der einheimischen Geschichtsschreibung. Leipzig 1910.
-

- R. Koepell: Die Verbreitung des Magdeburger Stadtrechts im Gebiete des alten polnischen Reichs ostwärts der Weichsel. Abh. der hist.-philos. Gesellsch. Breslau 1858.
R. Schmidt: Städtewesen und Bürgertum in Neu-Ostpreußen. Altpreuß. Monatschr. 48/49.
Prümers: Das Jahr 1793. Hist. Ges. für die Provinz Polen. Sonderveröff. Bd. 3. 1895.
-

Samicki: Warschau. Deutsche Rundschau für Geogr. 37. Jahrg. 2. v. Leipzig; Krakau. Leipzig 1906.

- G. Kleinow: Die Zukunft Polens. 2 Bd. Leipzig 1908—14.
*): Polen. In Sering: Westrußland. Leipzig 1917.
J. Daszynska: Die wirtsch. Entwicklung Polens seit dem Anfange des 19. Jahrh. Panther. III. Jahrg. 1915.
H. Dzialis: Die Industrie Polens. Handbuch von Polen 1917.
R. Luxemburg: Die industrielle Entwickl. Polens. Leipzig 1898.
R. Michael: Bergbau u. Hüttenwesen. Handbuch von Polen 1917.
K. v. Esden-Tempski: Die Landwirtschaft Polens. Handbuch von Polen 1917.
Th. H. Engelbrecht: Landwirtschaftlicher Atlas des russischen Reiches in Europa und Asien. Berlin 1916.
K. v. Rakowski: Entstehung des Grundbesitzes im 15. u. 16. Jahrh. in Polen. Posen 1899.
St. v. Zakrzewski: Ueber Entstehung und Entwicklung des heutigen Bauernstandes in Polen. München 1894.
-

- H. Laspeyres: Der Wald in Polen. Handbuch v. Polen 1917.
H. K. Cenko: Beiträge zur Statistik der Forsten des europäischen
Rußlands. Uebersetzt von Guse. Berlin und Gießen 1889.
H. Dziaslas: Handel und Verkehr. Handbuch von Polen 1917.
B. Wittschewsky: Rußlands Handels-, Zoll- und Industrie-
politik von Peter dem Großen bis zur Gegenwart. Berlin 1905.
F. Uhlmann: Der deutsch-russische Holzhandel. Tübingen 1905.
R. Heinemann: Verkehrswege in Polen. Weltwirtsch. Archiv 1917.
H. Steinert: Polens Wasserstraßennetz und sein Ausbau. Der
Osten 1917.
E. J. Reyman: Die Weichsel als Wasserstraße. Heidelberg 1912.

-
- U. Mickiewicz: Vorlesungen über slavische Literatur und
Zustände. 4 Bd. Leipzig 1843/45.
U. Brückner: Geschichte der polnischen Literatur. Leipzig 1907.

-
- W. St. Reymont: Die polnischen Bauern. Roman in vier
Bänden. Jena 1913. Die polnischen Juden. Novellen u.
Skizzen polnischer Dichter. München 1917. Die wichtigsten
Werke der polnischen Literatur — uns gehen namentlich
die histor. Romane von Kraszewski, Graf Rzewuski,
Sienkiewicz usw. an — finden sich in guten Ueber-
setzungen in den Universalbibliotheken von Hendel u. Reclam.



**Die Existenzfragen der europäischen Völker,
besonders Deutschlands
auf Grund der Vorbereitung und Durchführung des
Weltkrieges und der daraus entstandenen
Friedensverträge**

behandelt zum ersten Male vom geschichtlich-
geographischen Standpunkt aus das Wert

Das neue Europa

und seine historisch-geographischen Grundlagen
mit 13 Kartenskizzen und einer farbigen Karte.

Von Prof. Dr. Vogel, Berlin.

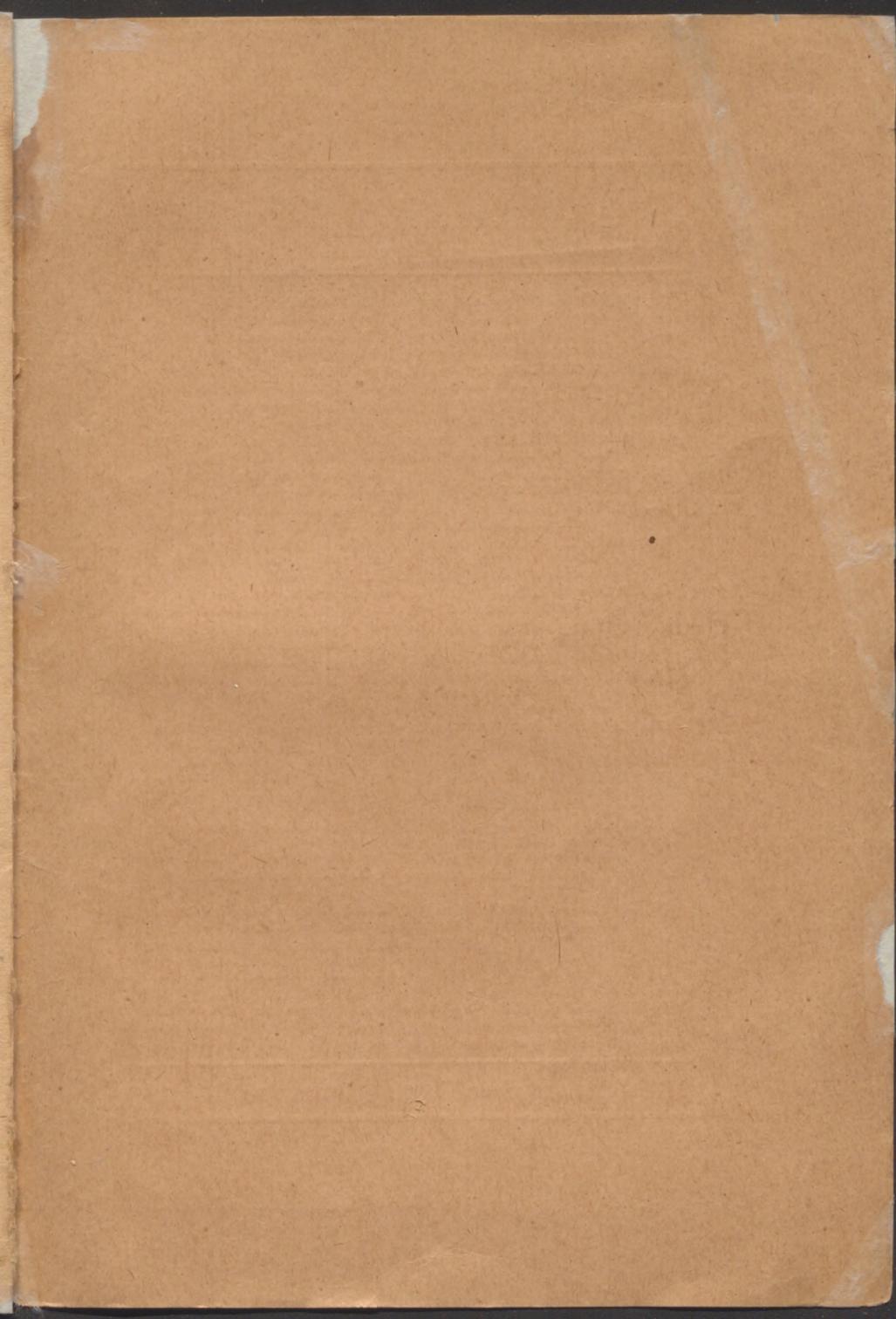
Bücherei der Kultur und Geschichte, Bände 16 und 17
zusammen brosch. Mk. 54,— in Halbleinen geb. Mk. 66,—.

Aus dem Inhaltsverzeichnis:

Das Staatensystem Europas vor dem Krieg, sein
Wesen und seine Wurzeln. — Irland. — Die Rhein-
linie (Frankreich gegen Deutschland, Holland, Belgien,
Luxemburg, Elsaß-Lothringen, Schweiz). — Die öster-
reichisch-ungarische Erbmasse (Deutsch-Österreich,
Tschechien, Ungarn, Rumänien, Italien). — Die türkische
Erbmasse (Aufteilung der Türkei, Balkan). — Die russische
Erbmasse (Polen, Ukraine, Litauen, Baltland, Finnland).
— Die nord-schleswigsche Frage.

Ausführlichen Prospekt hierüber und über die Sammlung
„Bücherei der Kultur und Geschichte“ versendet auf Wunsch
die Verlagsbuchhandlung

Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig.



Bücherei der Kultur und Geschichte

hrsg. von Dr. Seb. Hausmann, Privatdoz. a. d. Universität München

- Bd. 1: HÜBNER, Geh. Justizrat Prof. Dr., Halle, Die Staatsform der Republik. Brosch. 10,— M., geb. 14,— M.
- Bd. 2: SCHMIDT, Prof. Dr., Münster i.W., Das alte und moderne Indien. Brosch. 10,— M., geb. 14,— M.
- Bd. 3: PHILIPPI, Geh. Archivrat Prof. Dr., Münster i.W., Urkundenlehre d. deutsch. Mittelalters. Brosch. 14,— M., geb. 18,— M.
- Bd. 4: GOPCEVIC, Graf Spiridon, Berlin, Kulturgeschichtliche Studien, mit Abbildungen. Brosch. 15,— M., geb. 20,— M.
- Bd. 5: v. RUVILLE, Prof. Dr., Halle, Die Kreuzzüge, mit Kartenskizzen. Brosch. 22,— M., geb. 28,— M.
- Bd. 6: COHN, Dr., Breslau, Das Zeitalter der Normannen in Sizilien. Brosch. 12,— M., geb. 16,— M.
- Bd. 7: STERNFELD, Prof. Dr., Berlin, Die nationale Einigung Italiens im 19. Jahrhundert. Brosch. 12.50 M., geb. 17,— M.
- Bd. 8: RAPP, Prof. Dr., Tübingen, Der deutsche Gedanke, seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert. Brosch. 24,— M., geb. 30,— M.
- Bd. 9: BLÜHER, Rudolf, Annaberg, Moderne Utopien, ein Beitrag zur Geschichte des Sozialismus. Brosch. 9,— M., geb. 13,— M.
- Bd. 10: LAMMERT, Dr., Magdeburg, Verfassungsgeschichte von Schwarzburg-Sondershausen, in kulturgeschichtl. u. staatsrechtl. Zusammenhang. Brosch. 20,— M., geb. 24,— M.
- Bd. 11: KOPPELMANN, Prof. Dr., Münster i.W., Einführung in die Politik, theoretische Grundlegung für die Aufgaben der Praxis. Brosch. 20,— M., geb. 24,— M.
- Bd. 12: EBERT, Dr., Königsberg, Südrußland im Altertum, mit 180 Abbildungen. Brosch. etwa 30,— M., geb. etwa 36,— M.
- Bd. 13—15: ORÉANS, Prof. Dr., Konstanz, Neuere Geschichte Englands, Kultur-, Rechts-, Wirtschafts- u. Staatengeschichte vom Mittelalter bis z. Weltkrieg. Jeder Bd. brosch. etwa 24,— M., geb. etwa 30,— M.
- Bd. 16 u. 17: VOGEL, Prof. Dr., Berlin, Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen, mit 1 farb. Karte und 13 Kartenskizzen. Jeder Bd. brosch. 27,— M., geb. 33,— M.
- Bd. 18: BERGER, Martin, München, Görres als politischer Publizist. Brosch. 18,— M., geb. 24,— M.
- Bd. 19: BRAUN, Prof. Dr., Danzig, Die östlichen Grenzländer Norddeutschlands. Brosch. 12,— M., geb. 18,— M.
- Bd. 20: v. SCHOCH, General d. Inf. a. D., München, Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England v. d. Ausg. d. Mittelalters b. z. J. 1815. Brosch. 22,— M., geb. 28,— M.
- Bd. 21: KELLER, Dr., Wiesbaden, Der Scharfrichter u. d. Gesch. d. Strafvollzugs. Brosch. 22,— M., geb. 28,— M.
- Mehrbändige Werke werden nur zusammen abgegeben.

Kurt Schroeder, Verlag, Bonn u. Leipzig